

Nylands Kleine Westfälische Bibliothek 69

www.nyland.de
nyland@nyland.de

Hans Marchwitza Lesebuch

Zusammengestellt
und mit einem Nachwort
von
Walter Gödden



Nylands Kleine Westfälische Bibliothek 69

Nylands Kleine Westfälische Bibliothek
hg. im Auftrag der Nyland-Stiftung, Köln,
von Walter Gödden

Band 69

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <https://portal.dnb.de/> abrufbar.

Gedruckt auf umweltfreundlichem, chlorfrei gebleichtem und alterungsbeständigem Papier.

Alle Rechte vorbehalten. Dieses Werk sowie einzelne Teile desselben sind urheberrechtlich geschützt. Jede Verwertung in anderen als den gesetzlich zugelassenen Fällen ist ohne vorherige schriftliche Zustimmung des Verlages nicht zulässig.

Bücher der Nyland-Stiftung, Köln,
im Aisthesis Verlag
www.aisthesis.de

© 2017 Nyland-Stiftung, Köln
Umschlaggestaltung: Robert Ward
ISBN: 978-3-8498-1240-9
Druck: docupoint, Barleben

Inhalt

Das Kind der Schächte	7
Der Anfang	9
Tretmühle Ruhr	29
An jedem neuen Morgen zur Erinnerung	30
Ich schreibe	31
Aus «Sturm auf Essen«	34
Aus «Schlacht vor Kohle«	49
Der Abtrünnige	65
Wir schreiben nur unsere Erfahrungen	74
Aus »Die Kumiaks«	78
Aus »Die Heimkehr der Kumiaks«	96
Aus »Die Kumiaks und ihre Kinder«	102
Aus »In Frankreich«	112
Aus »In Amerika«	119
Eduard Claudius: Wiedersehen in Stuttgart	142
Nachwort	147
Text- und Bildnachweise	166



Potsdam-Babelsberg, 1959

Das Kind der Schächte

Mein Wiegenlied war Rädergestampf.
Die grellen Pfliffe von Lokomotiven.
Mauern versperrten mir die Welt,
Schachtgerüste und Berge von Kohle.
Im Rauch verschwand eine blutige Sonne.

Oft stand ich als Knabe
Mitten im Schienenstrang,
Breitete die Arme aus,
Willens, das Stahl-Ungeheuer,
Das wild mir entgegenrollte,
Mit meiner winzigen Kraft aufzuhalten:
»Halt!« schrie ich. »Steh, Teufel!«
Ich mußte weichen,
Denn die Maschine war stärker als ich.

Sie rollte vorbei,
Dahinter die Wagen –
Wagen – Wagen – Wagen an Wagen.
Und was von den Wagen zur Erde fiel,
Das klaubte ich auf und trug es nach Haus'.
Denn je höher wuchsen zum Himmel die Halden,
Um so weniger Kohle gab es daheim.
Kam der Winter, war kalt unsre Stube,
Trotz der Kohle, die nah zum Greifen lag.

Mit vierzehn Jahren stand ich auf der Rampe,
In der jungen Hand Schaufel und brennende Lampe.
Man sagte mir früh, was ein Bergmann ist:
Ein düsterer Mensch.
Ein Kerl, der säuft.
Ein Satan, der sein Elendsweib prügelt.
Ein Sünder, den der Schwarze zu Hunderten holt,

Durch Seilbruch,
Gesteinbruch
Und stürzende Flöze –
Wenn ihn nicht schlagende Wetter erstickten.

Der Anfang

Ich hatte schon während meiner Grubenzeit den Trieb, einmal etwas zu schreiben. Ein guter Redner war ich nie, aber die Überfülle an Erlebtem nährte in mir ein starkes Mitteilungsbedürfnis. Doch erst als Arbeitsloser griff ich eines Tages zum Bleistift und schrieb.

Wir waren damals zu dritt daheim, mit mir eine bittere Frau und eine Tochter von vielleicht dreizehn Jahren. Das Kind war zum Frohsinn veranlagt, es wurde aber durch die oft verstimmtten und gehetzten Eltern und überhaupt durch unsere ganze Misere sehr am eigenen Flug gehindert.

Ich fand in meinem Gekritzel eine willkommene Ablenkung, wurde aber häufig und lästig gestört. Tagsüber kamen nämlich allerlei Verwandte, Schwägerinnen, Kusinen mit ihren Kleinen; diese schleppten ihre Kärren und sonstiges Knarr- und Ratterzeug mit, und dann ging das laute Theater viele Stunden hindurch. Die Weibsleute schwatzten mit größter Rücksichtslosigkeit, so daß ich mich unglaublich anstrengen mußte, wenn ich meine Gedanken zusammenhalten wollte. Die meisten unserer Leute waren durch die lange Krise in einen Zustand geraten, der einen des anderen Last und Teufel sein ließ; so waren es nicht immer freundliche und erbauliche Gespräche. Man zankte, redete schreiend und wütend und einander überhastend, dann wurden die vorher noch glücklich Gestorbenen beneidet, dann flossen Tränen, dann wurde die Beschaffung des Fraßes und die Kochkunst für den nächsten Tag durchberaten, wie man aus Wunsch und Nichts Nahrhaftes und Sättigendes zusammenbratschen könnte.

Die Kleinen verstärkten mit ihren gellenden Stimmen den Tumult, so daß ich mir gar oft verzweifelt an den Kopf griff. Dann kroch auch eins der Kleinen an mir herum, riß an meiner Hose und forderte stürmisch etwas von mir. Wenn ich mich nicht mit ihm einlassen wollte, rächte es sich, indem es unter meine Füße ein Bächlein laufen ließ.

Ich rief ergrimmt, man solle mit einem Lappen kommen, und suchte wieder mühsam den abgerissenen Leitfaden, während diese und jene aus der sich im Geschrei unterbrechenden Schar unwillig zu mir herübersah.

Die Küche war der einzige gewärmte Raum, und weil es draußen noch vor Kälte knackte, mußte ich mir notgedrungen hier eine Ecke aussuchen. Man machte mir den geringen Platz nun immer enger, als wollte man mich daraus wieder ganz vertreiben. Meine Versunkenheit, das ihnen völlig ungewohnte ›Spintisieren‹ beeinträchtigte sie in ihrer bislang uneingeschränkten Freizügigkeit.

Die Schwägerin Marie, eine dicke, immer verknurrte und gallige Frau, die sich ›ausschimpfen‹ kam, woran ich sie jetzt jedesmal hinderte, schrie endlich einmal aufgebracht: »Wat schriewt denn der da immer soviel? Dat ein Mensch soviel tau schriewen hat, Herrgott!«

Ich sah sie nicht an, weil ich gerade über eine schwierige Stelle nachgrübeln mußte, und sie spuckte wütend und brummte: »Na, sowat, immerzu schriewen und schriewen ... Man kann ja bald gar nix mehr seggen.«

Die Gören klappten mit den Schranktüren und schleuderten mit allen möglichen Gegenständen umher, alles in einem Drang, viel Lärm zu machen. Ich vergrub das Gesicht in den Händen und schloß die Augen, um besser nachdenken zu können, aber da störte mich wieder Maries Getuschel: »Wat schriewt he denn, der Verrückte?«

»Seid doch endlich mal stiller«, meldete ich mich ärgerlich, wenn ich mich mit einem abgerissenen Faden zu sehr quälte. Mein Mädal sagte mir: »Vatter, pack dich dicker ein und geh in die Kammer schreiben. Hier unter uns kannst du ja doch nicht nachdenken.« Sie führte vor der schreienden Gesellschaft ›eigene Tänze‹ auf, mit phantasievollen Bewegungen, wozu sie sich eine alte Gardine als Schleier umhängte. Sie fand besseren Beifall als ich mit meinem Wandanstarren, Bleistiftkauen und hastigen Hinkritzeln einer neuen geheimnisvollen Zeile.

Gelegentlich kreischte und schrie alles durcheinander, weil sich eins der Gören die Finger geklemmt hatte oder irgendwo angerannt war und jämmerlich aufbrüllte. Ich raffte dann doch meine Siebensachen zusammen und zog in die kleine, kalte Kammer um.

»Na, schaut doch den«, schrie mir Marie nach, »wir sind ihm wohl hier jetzt zuviel. Dat ein Mensch soviel tau schriewen hat. An wen schriewt he denn alles?«

»Laßt ihn doch in Ruhe«, verteidigte mich mein Mädels, »wenn er sich so beschäftigt, dann denkt er nicht soviel an die anderen Geschichten.«

Die Kammer war ungemütlich, und auch hier war ich den Krach und die Störungen keineswegs ganz los. Klinkte ich die Tür zu, dann riß sie im nächsten Moment eins der Kleinen auf und starrte mich an. Und kamen auch noch die Männer, dann mußte jeder nachschauen, was ich drinnen treibe. Der und jener rief mich an: »Na, spinnst du wieder?« und die darauf nur lauernde Marie schrie gleich: »Rührt ihn um Gottes willen nicht an, sonst rennt he womöglich noch auf das Dach mit sienem Geschriewe.« Ich mußte mich zuweilen doch unterbrechen und hörte mir unzufrieden noch manche Litanei an. »Unterhalt dich doch auch mol mit uns. Siehst und hörst nix mehr!«

»An wat für Hochwohlgeborne schriewst du denn immerfort?« fragte mich der Schwager Julius, der sich für einen unübertreffbaren Witzbold hielt; »du kannst dich drauf verlassen«, sagte er, »aus unsereinem kann nichts mehr werden, höchstens noch ein größerer Lump. Wat uns allen fehlt, dat is jeden Tag drei Pfund Hammelbraten, aber dat Schriewen überlaß ruhig denen vom Amt!«

»Wat schriewst du denn so alles tausammen?« ließ sich Marie wieder hören. »Jeden Tag, wenn eck reinkomm, hockst du da und malst – wat malst du denn soviel, Herrgott?«

»Wenn ihr wollt«, entschloß ich mich einmal, »dann will ich es euch vorlesen!«

»Ach, wat du dir da tausammen schriewst, ich will dat ja gar nicht wissen«, schrie Marie, »eck bin nich so neugierig, dat weiß jeder.«

Ich nahm trotzdem das Geschriebene und las vor.

Man hörte mir zu und starrte auf die Blätter. Die Männer schnaubten und senkten die Köpfe. Die Weiber schnuppten, sahen sich an und wischten an ihren Augen. Unsere raue Gesellschaft gerät so rasch in Rührung, wie sie boshaft und ungerecht werden kann.

»Dat is doch schlimm, solche Menschen«, schimpfte Marie aufgebracht, während ich von der ›Rabenmutter‹ vorlas, die ihr Kind allein sterben lassen mußte, weil sie ihre Arbeitsstelle nicht verlieren wollte. »Und da mischte sich die Polizei nicht ein?« zürnte Marie in halber Tobsucht. »Alle lassen dat arme Wurm verkommen! Himmeldonnerkeil, dat soll eck gewesen sein, eck hätt dem verdammten Pack heimgeluchtet.« Sie schnaubte in die Schürze. »Und dat alles schriewst du«, knurrte sie mich nach der Vorlesung mit neuem Mißmut an. »Danach kann man schon erst recht nich mehr schloopen. Eck denk jetzt den ganzen Tag daran. Als ob ein Mensch von uns nix andres tau denken hätt ... Himmelherrgott«, schimpfte sie wieder, »so ein erbarmungsloses Pack ... Hm-hm!«

Auch alle anderen waren ergrimmt über die Nichtsnutzigkeit, mit der die armen Menschen behandelt würden, und die ›Rabenmutter‹ fand bei allen die Träne des Mitleidens, die ihr von der übrigen harten Welt nicht zuerkannt worden war.

Für den Rest des Tages bildete ich die Auskunftsstelle für viele Fragen und war das Objekt vieler Vorwürfe, warum ich gerade so was schreiben müsse, wo doch die Welt schon so dunkel und verflucht genug sei.

»Schreib doch mal wat Lustiges«, forderte Schwager Julius, nachdem er länger nachgedöst und laut in den Kohlenkasten gespuckt hatte. »Kannst du nich mol wat Munteres schriewen? Schriew doch mol sowat von Bratworscht und

Senfgurken ... hohohoho!« Ich bekam darauf noch mehr solcher Ratschläge: »Schreib doch mal, wo man tausend Daler finden kann!« – »Schriew mol über unsre Wanzen- und Kakerlakenkasten, dat die Verwaltung sich endlich bequemt, sie auszuschwefeln.«

Doch ließ man mich jetzt ungeschorener, wenn ich, während sie sich versammelten, in meiner Ecke nachdachte. Marie beobachtete nun öfters mein Gesicht, und merkte sie, daß es finster und wild wurde, dann schlug sie sich aufs Maul und raunte laut: »Schrei'n wir nich so, he is wieder ganz vertieft.« Dann fragte sie mich mit gewaltsamem Respekt: »Nu, haben wir dich gestört? Immer dieser schreckliche Krach, wat? Dat muß dich doch stören, oder nich?« Ich hatte die ›Rabenmutter‹ versuchsweise an unsere Arbeiterzeitung geschickt, und an einem Morgen brüllte ich fast auf:

»Gedruckt! Mein Gott, sie ist gedruckt.« Es gab ein Stauen und Kopfschütteln bei allen. Auch ich schüttelte den Kopf ... »Abgedruckt!« Natürlich erhob mich das sehr vor mir selber, und ich ging ernst und würdevoll einher.

Marie schrie: »Und dein Name steht ganz offen drunter! Lieber Himmel, in einer Zeitung!« Sie nahm die Zeitung und las laut meinen Namen. »Guter Gott«, ächzte sie, »den Namen hätt man doch nich drucken sollen. Kann dir das denn nich schaden? Man druckt doch nur die Namen, wenn man eine Beleidigung zurücknimmt, und du hast doch niemanden beleidigt.«

»Nein«, sagte ich belehrend, »der Name gehört zu der Geschichte, damit man weiß, wer sie geschrieben hat.«

»Ja, nun kennt dich aber jeder bunte Hund«, murrte sie noch ohne Verständnis und schüttelte den Kopf ... »Hm-hm-hm-hm ...« Als ich ihr aber nach und nach klargelegt hatte, daß nun viele die ›Rabenmutter‹ lesen würden, da schrie sie mit großer Genugtuung: »Dat is richtig! Ja, Herrgott, diese Gemeinheit muß in jede Zeitung kommen. Dat

war doch eine himmelschreiende Schande., Hm-hm-hm-hm ...«

Nach langem Überlegen klebte ich meine erste gedruckte Geschichte auf einen dunkelrot umrahmten Pappdeckel und hängte sie mir über meinen kleinen Wackeltisch vor meine Augen. So konnte ich sie jeden Augenblick wieder lesen.

Meine Frau nahm an meiner Freude keinen so großen Anteil, wie ich es erwartet hatte. Sie sah nur mit Scheu auf mich und bemerkte einmal mit einem mir unverständlichen Haßton: »Nun wirst du wohl jetzt dauernd daran hocken und denkst gar nicht mehr, daß wir auch leben müssen.« »Doch, sicher denk ich dran«, beruhigte ich sie, aber sie blieb abweisend, und das konnte mich wieder um meine Sicherheit bringen. Als ich zu neuem Schreiben ansetzte, fühlte ich, daß mir ihre mißmutigen Augen zugewandt waren. Das erschwerte mir ein ruhiges Nachdenken und brachte mich durcheinander, so daß ich nach einem Dutzend Anfängen am Abend aus diesen Versuchen noch nicht heraus war. Verdrossen und enttäuscht vertröstete ich mich auf den nächsten Tag. Doch als ich dalag und angestrengt nach den Zusammenhängen haschte, kam ein verzagter Einwurf: »Morgen wird ganz sicher der Mann wegen der Miete herkommen, und wir haben sie noch gar nicht zusammen.«

»Die Miete wird noch beschafft«, versprach ich, obgleich es sinnlos war, das zu versprechen, denn ohne den bisher mit meinem Hausieren erjagten Zuschuß war an ein Zusammenkratzen der dreizehn Mark nicht zu denken.

Der nächste Tag, als ich mich wieder an das Schreiben setzte, verging in Verstimmung, mit stummen, quälenden Vorwürfen. Bis die übrige Gesellschaft, in ihrer Art geladen mit Krach und Schreien, anrückte. Natürlich empfing ich alle, die hereintraten, mit Wutblicken. Und weil ich sie jetzt in ihrem Poltern und Geschrei noch mehr einengen wollte, meldete sich ihr Widerstand, zwar mit größerer

Vorsicht, aber hinterhältiger als früher. Sie vermieden das laute Schnattern, doch ging das Raunen und Tuscheln mir oft noch mehr auf die Nerven, bis ich ihnen ärgerlich zurief, sie sollten nicht soviel zischeln und flüstern, sie sollten dann schon lieber schreien.

Ich hörte Maries heftiges Räuspern und darauf ihren wuterfüllten Protest: »Herrje, dem kann man nichts mehr recht machen. Man muß ja Angst hebbeln, hier noch ein Wörtchen tau seggen!« Ich verlor bei ihr wieder alles Ansehen, und häufiger fiel, wenn auch nur halblaut gebrummelt, ihr Urteil über mich und mein Schreiben. »Wegen dem dollen Geschriewe soll nun wohl jedermann op den Tewen schleichen! Herrje, der Kerl wird damit tatsächlich noch ganz verrückt.«

Ich schrieb unter all diesen Schwierigkeiten drei neue Geschichten und schickte sie an die Zeitung. Allein diesmal vergingen mehrere Wochen, und so genau ich auch jeden Tag die Zeitung durchblätterte und absuchte, ich fand nichts von mir darin. Das machte mich schwankend, und ich konnte kaum noch etwas zusammenschreiben. Auch schlafen konnte ich nicht mehr. Um mir Mut zu holen, las ich die ›Rabenmutter‹ wieder und wieder durch, und ich nahm auch, schon wegen der aufdringlichen Blicke der anderen, den Bleistift auf, auch wenn aus mir nichts Neues herauszuquetschen war. Da ich mich aber in einem dauernden Zwangszustand fühlte, warf ich ihn oftmals erregt wieder hin, schrie: »Ihr könntet wahrhaftig weniger schnattern, man kann ja nicht mehr eine Zeile ruhig aufschreiben«, nahm meine Mütze und rannte weg.

»Hu-hu-hu ...«, stieß Marie hinter mir aus, »bei diesem wütenden Kerl kann man sich nicht mehr regen ... Jesses!« Ich mußte wieder einmal eine Karenzzeit bei der Wohlfahrt durchmachen, weil ich mit meinen Knöpfen und Schnürsenkeln in einem Haus auf einen Schutzmann gestoßen war, der meinen ›Nebenerwerb‹ gemeldet hatte. Um uns am Leben zu erhalten, war ich gezwungen, allerlei Vertre-

tungen zu übernehmen, wozu ich gar keine Fähigkeiten hatte. Ich vertrat eine Zeitlang eine ›Sterbekasse‹, hetzte mich ab und schleppte mich abends stumpf und übermüdet nach Hause. Dem armseligen, nach jedem Strohalm greifenden Krisenmenschen von gesicherten und geordneten Beerdigungsmöglichkeiten zu erzählen, erschien mir der größte Irrsinn. Ich fühlte mich wirklich für alles andere eher geschaffen als zum gefälligen Einsargen der armen Leute noch zu Lebzeiten, und waren diese noch so mies und traurig. Doch wollte ich auch durch Rücksichtnahmen und Mitleid nicht mein eigener Totengräber werden, und so geriet ich in die vertracktesten Konflikte zwischen meinem Gewissen und dem Zwang, zu verdienen. An Schreiben war unter diesen Verhältnissen nicht mehr zu denken. Auf meiner Tour mit den Sterbepoliceen stieß ich einmal mit einem zweiten Dichter zusammen. Der bot mir an, in seiner wandernden Schauspielergruppe, die in Erwerbslosenversammlungen auftrat, für einen Verhinderten einzuspringen. Ich nahm nach einigem Schwanken an. Ich mußte ihm als Partner in ›Humor‹ assistieren, was mir nicht leicht fiel in meinem an Trübsinn grenzenden Zustand. Doch brachte ich auch das noch fertig. Ich schauspielerte nun an den Abenden eine ›komische Rolle‹ und jagte tagsüber mit meinen Artikeln umher. Zur Abwechslung zog ich auch mal mit ein paar Hofsängern los. Es war angenehmer als das mit der Sterbeversicherung. Langsam versuchte ich es jetzt wieder mit dem Schreiben. Es ließ sich aber nur noch bei Nacht machen, und ich schrieb in dieser Stille wirklich schneller. Gelegentlich unterbrach ein Seufzer aus der Kammer meine Eile: »Aber, mein Gott, sitz doch nicht immer so lange auf, denk doch dran, daß du morgen heraus mußt. Immer die Nächte durchhocken und das teure Licht verbrennen ...!« An einem Morgen, als ich eilig und verdrießlich meine Schächtelchen für das neue Rennen einsteckte, gab es den bekannten Schlag gegen die Tür. Das war die Zeitung. Ich

holte sie herein und überflog aus Gewohnheit und ganz ohne jede Hoffnung den Inhalt. Plötzlich erstarrte ich: da stand eine meiner verlorenen Geschichten. Ich mußte mich erst setzen, um ruhiger lesen zu können. Als ich zu Ende war, fing ich noch mal von vorn an.

»Na, willst du heut nicht losgehen?« fragte mich meine Frau ängstlich.

»Meine Geschichte steht drin!« sagte ich glücklich und hielt ihr die Zeitung hin.

Sie starrte darauf, sah mich an. Ich spürte wieder die verborgene Feindschaft, und meine Freude wurde durch ihren Blick schnell herabgedrückt.

»Was starrst du denn so?«

»Ach, nichts.«

»Wahrhaftig, du kannst einem jede Freude vergällen!«

»Ach, es führt doch kaum zum Guten, wenn man mit so was anfängt. Das hält dich doch von allem anderen ab. Und wir kommen immer mehr herunter. Denk doch einmal vernünftig ...«, grollte sie.

Jetzt packte auch mich ein Haß: »Soll ich denn auf alles verzichten?« setzte ich mich zur Wehr.

»Es führt doch zu nichts«, wandte sie noch einmal ein, »du hockst an deinem Schreiben, und ich borge und borge. Man muß sich bald vor den Leuten schämen!«

Meine Freude erlosch ganz. Ich nahm meine Schachteln und ging düster hinaus. Ich verstand nicht, warum sie sich so hartnäckig gegen mein Schreiben wehrte. Unterwegs nahm ich mir fest vor, es nicht aufzugeben.

Als ich abends verdrossen und hundemüde zurückkam, fand ich einen Brief auf meinem Tisch. »Was ist das? Ein Brief an mich – von wem denn?« Ich riß das Kuvert schnell auf. Der Brief kam von der Zeitung. Ich las, ich solle das mir angeschriebene Honorar von acht Mark abholen. Geld für mein Schreiben! Ich hatte Lust, zu tanzen und zu toben. »Du, Geld bekomme ich«, rief ich meiner Frau zu, die sich am Herd zu schaffen machte. Sie aber sah mich erst

wieder scheu von der Seite an. Dann kam sie doch langsam etwas näher und las selbst den Brief durch. Ihre Augen verrieten endlich eine Sekunde lang einen Schimmer Freude. »Dafür Geld?« sagte sie. »Und ich nahm an, daß du das Drucken vielleicht selbst bezahlen mußt.« War dies allein ihre Angst gewesen? »Ich hatte damit auch nicht gerechnet«, sagte ich selbstbewußter.

»Aber du wirst jetzt wohl wieder andauernd daran hocken«, bemerkte sie nach längerem Hinsehen auf den Brief in ihrem früheren zagenden Ton.

Ich ließ mich durch diese neue Mahnung nicht mehr beeinflussen und las noch einmal den Brief durch. Man schrieb nebenbei, ich möchte meine nächsten Sachen möglichst mit einer Schreibmaschine abtippen, weil das Handgeschriebene oft schwierig zu lesen sei.

Eine Schreibmaschine! Ich zerbrach mir lange den Kopf, wußte mir aber keinen Rat, wie ich an so ein Tippding herankommen könnte. Da fiel mir ein, daß ein Kumpel, mit dem ich näher bekannt war und der wegen seines vielen Studierens und Lesens der »Professor« gerufen wurde, zu Hause eine ganz alte Schreibmaschine stehen hatte. Sofort rannte ich zu ihm.

Er malte gerade irgendwelche Plakate, denn er konnte alles. Mager, borstig, aber entgegenkommend wie immer, stand er gleich von dem Fußboden auf.

»Hast du noch die alte Schreibmaschine?« fragte ich hastig. »Die steht noch da«, sagte er, »aber darauf schreiben, das erfordert eine Kunst.«

»Wie schreibt man darauf?« erkundigte ich mich.

Er holte das ziemlich schwere Ding aus einem Winkel und zeigte mir das Tippen.

»Du, gibst du sie mir auf einige Zeit?« bat ich und schwor, ich würde sie schon verarbeiten. Er zuckte die Schultern: »Du kannst sie mitnehmen, ich sage dir aber im voraus, du wirst damit kaum fertig. Es kostet selbst für den Kundigen ungeheure Mühe, ein Blatt darauf ganz und sauber zu

schreiben. Die Scheiben, in denen das Farbband laufen muß, sind abgebrochen, und auch die Buchstaben sind zum größten Teil krumm und schief.«

»Ganz egal, ich will's doch probieren«, sagte ich. Ich bat mir von ihm noch etwas von dem dazugehörigen Papier aus, nahm die Tippmaschine unter den Arm und jagte in großer Spannung mit dem so unverhofft eroberten Schatz heim.

»Wat fängt he jetzt wieder an?« schnob Marie, die inzwischen wieder aufgetaucht war. »Wat is dat denn für ein Rubbeleisen?«

Ich warf einen Blick auf meine Frau, die mich mit neuer Angst anstarrte. »Was soll das wieder sein?« fragte auch sie. »Eine Schreibmaschine«, erklärte ich ihnen. Ich ahnte, daß es jetzt noch hartnäckigere Kämpfe geben würde.

»Mit diesem Ding willst du schreiben?« schrie Marie verwundert und verständnislos. »Ich sag' doch, du wirst gewiß einmal ganz doll.«

Ich versuchte gleich, etwas auf das Papier zu tippen. Es war eine mühselige Arbeit; ich mußte zwei Schreibblätter mit einem Kohlenblatt einspannen, und nach dem Tippen fand sich erst auf dem unteren Blatt das Geschriebene, während das erste ganz leer blieb. Und das Suchen der Buchstaben ging mit den gleichen Schwierigkeiten und nur sehr langsam vonstatten, so daß mich mein Mut gleich wieder verlassen wollte.

»Ach, diese verrückten Menschen, was die doch alles für einen Unsinn aufbringen«, seufzte die Schwägerin und schüttelte den Kopf: »Nein, darauf will der Mensch schreiben.«

Da die Schreibmaschine großes Aufsehen hervorrief, wurde ich jetzt noch häufiger gestört. Alle Augenblicke mußte ich einen Schwall neugieriger Fragen über mich ergehen lassen. Stets sah mir jemand zu oder es waren gleich mehrere, und man schüttelte die Köpfe.

»Was doch nicht alles erfunden wird ... hm-hm ...« Und Julius stellte fest: »Ein Pfund Leberwurst täte dir tatsächlich mehr nötig als so ein Klapperding. Und man sieht doch nichts ... Wo schreibst du denn?«

Ich schloß mich in der Kammer ein, studierte da den ganzen Mechanismus und übte, bis ich einer geringen Fertigkeit sicher war. Abends, als sich die störende Gesellschaft verzogen hatte, konnte ich ruhiger wieder in der Küche tippen.

Ich saß noch daran, als Frau und Tochter schon lange zu Bett gegangen waren. Das Klopfen tönte in der Stille sehr laut, und ich merkte, daß sich meine Frau nebenan mehrere Male erhob. Einmal rief sie unwillig: »Aber Mensch, das dröhnt doch in einem fort, dabei kann doch keiner schlafen.«

Ich unterbrach das Schlagen und sah das Durchgetippte an. Es war nicht viel, und es zog sich in Wellenlinien über das Papier. Manchmal klebten mehrere Buchstaben aufeinander. »Ein schwieriges Werk«, sagte ich mir halb verzweifelt. Ich lauschte nach nebenan, machte die Tür zu und klopfte von neuem los. Es hallte jetzt nach der Pause noch schlimmer. »Ach, die müssen sich dran gewöhnen«, sagte ich mir – und klopfte weiter.

Da bumste es von unten gegen die Decke. Man konnte bei Nacht das Atmen der anderen Hausleute hören, mein Hämmern also ganz bestimmt. Ich stockte eine Minute. Dann zog ich den Kopf zwischen die Schultern und klopfte wieder los. Nach einer Weile stieß die Frau unten noch lauter gegen die Decke, wahrscheinlich mit einem Besenstiel, und ich hörte sie jammern: »Guter Gott, was nageln denn die da oben, und auch noch bei Nacht ...!«

»Hörst du«, rief auch meine Frau wieder, »du klopfst noch das ganze Haus wach.«

Ich war nun also gezwungen, mit dem Tippen aufzuhören. Ich las das Geschriebene. Es sah nicht schön aus.

Als ich lag, klopfte es in meinem Kopf weiter, und es sprang darin kreuz und quer, geradeso wie ich vorher mit dem einen Finger umhergesprungen war. Wie ein Mückentanz.

Ob ich das mit der Schreibmaschine wieder aufgeben sollte, wegen des vielen Krachs und Streits? Ich hatte aber schon die Hälfte der einen Geschichte drauf. Ich entschloß mich, es noch weiter zu versuchen.

Am nächsten Morgen lief ich zur Zeitung. Ich bekam die acht Mark prompt ausgezahlt, und das gab mir neuen, gewaltigen Mut, mich mit der Schreibmaschine durchzukämpfen.

Der Redakteur sagte zu mir: »Die Geschichten sind nicht schlecht, nur reichlich sentimental.«

»Was ist sentimental?« fragte ich ihn.

Er sah mich etwas komisch an und sagte: »Ich meine, zu weichmütig, zuviel Tränen. Es könnte ein wenig härter sein.«

Härter! Ich bedankte mich für das Geld und ging los. »Härter«. Ich ertappte mich unterwegs oft mit hartverzogener Miene. »Zu weich. Jetzt schreib ich mal etwas Härteres.«

Zu Hause legte ich das Geld vor die Augen meiner Frau, die wegen der lauten Nacht noch verdrießlich umherging. Sie nahm es nach einigem Zögern und mit erlöstem Blick. Ich nutzte die Gelegenheit aus und saß gleich wieder an meiner Klopfmaschine.

»Die unten und auch die gegenüber haben sich schon beschwert«, bemerkte meine Frau.

»Herr des Himmels, ich höre mir doch auch ihren Krach ohne Murren an«, wandte ich ein, »und die von gegenüber soll ja schweigen.« Die von gegenüber hatte fünf Gören, die von morgens bis abends mit Stühlen und Bänken umherritten, daß oft das ganze Haus erzitterte.

»Aber die alte Frau von unten hat geklagt, daß sie lange kein Auge zumachen konnte. Das Ding schlägt so hart und laut, daß es einen jedesmal erschreckt.«

»Ich will dann also zusehn, ob ich das Klopfen nächstens nicht dämpfen kann«, versprach ich, obgleich ich noch nicht wußte, wie ich das Ungetüm sanfter machen könnte. Ich klopfte eilig, wollte mich am Tage wenigstens nicht darin stören lassen. Da kam aber, als ich so ziemlich mit-tendrin war, die von gegenüber. Das Jüngste auf dem Arm und die anderen um den Rock, breit und verzottelt, eine stets sehr laute, schnattrige Person, tauchte sie, gleich reichlich geladen, an der Schwelle auf. »Herrjemine, was schlagen Sie denn die ganze Zeit zusammen?« rief sie und lachte, es war aber mehr Kampf- und Wutstimmung als Freundlichkeit.

Ich erklärte ihr, daß ich es nicht ändern könne, ich müsse einfach auf der Maschine schreiben.

»Aber das puckt doch in einer Tour. Und wenn man darauf auch nicht hören will, man hört es doch. Was müssen Sie denn soviel darauf schlagen?« Und sie kam mit dem ganzen Rudel näher, und alle starrten mir auf die Finger und in mein Gesicht, bis ich mich mehrere Male vertippte.

Die Frau ging nicht immer gleich, wenn sie einmal drinnen war. Als sie die »wüst« klopfende Schreibmaschine genügend betrachtet und wiederholt gefragt hatte: »Und Sie können damit schreiben?« und nachdem sie noch mehrmals bemerkt hatte, daß es wie das Nageln von Dielenbrettern oder so ähnlich knalle, schlug sie ihren Buben auf die Köpfe: »Geht da nicht mit euren Rotznasen hinein, der Onkel kann nicht schlagen.« Sie fing mit heller Wut zu schimpfen an, daß ihr irgendeine ganz schlechte Person im Haus die Wäsche von der Leine geschmissen habe. Dann schimpfte sie über die allzeit vollgedrechten Treppen. Dann erzählte sie von ihrem »so ungeheuer fleißigen« Mann, den man aber kaum hören könne. »Und diesmal ist es ein Glück«, sagte sie und warf mir Schielblicke zu, »daß er so schwerhörig ist, dem würde das laute Schlagen ganz gewiß auf die Nerven fallen. – Und was schreiben Sie denn soviel?« störte sie mich wieder. »Herrjemine, mein Mann näht zwar auch den

ganzen Tag auf seiner Maschine, aber da hört man doch nichts.«

Der Mann war Schneider; ein sehr vergraunzter, mißlauniger Mensch, der gelegentlich zu mir hereinstürzte, um mir triumphierend einen Artikel über russische GPU-Untaten oder Bilder von Hungerleichen vor die Augen zu halten.

»Nun, was sagen Sie dazu?« schrie er jedesmal mit seiner überlauten, heiseren Stimme, »eine Schande, was?«

»Ach, schau'n wir uns doch lieber unsere eigene Misere an!« brüllte ich.

»Nicht wahr?« schrie er, »jaja, eine Misere, ja Misere ...«, und er ging jedesmal hocheifrig in dem festen Bewußtsein, daß ich ihm zugestimmt hatte.

Die Frau schwatzte unheimlich lange, und ihre aufdringlichen Buben umstanden mich in einem fort und redeten mir dazwischen: »Das klopft! Wie heißt das, Maschine? Wir haben auch eine Maschine!«

Ich wünschte mich in einen einsamen Zementturm. Diese fortwährenden Störungen machten mich irrsinnig. Lange, schwarze Balken hatte ich schon auf dem armen Blatt, ganze verdrehte Sätze mußte ich übertippen. »Herr, erlöse mich von dieser quälenden Horde!« betete ich. Gegen die war Marie ein sanftes Wesen. Dem Weibstück möchte ich bei Gott das Schnattermaul zubinden.

Endlich zogen sie ab. Im Hinausgehen haute mir einer der Buben heimlich noch mehrere Typen aufeinander.

»Dreh den Schlüssel um«, gebot ich meiner Frau in ziemlicher Wut.

»Aber, mein Gott, wir können doch jetzt nicht allezeit abgeriegelt sitzen«, wandte sie mit dem alten Groll ein. »Ich kann das ewige Tackern auch bald nicht mehr anhören. Nun soll es wohl jeden Tag so hergehn!«

Ich hatte nur wieder Angst, daß sich Marie einstellen könnte. Was nutzte die verschlossene Tür, wenn sie das Klopfen hörte. Und ließ man sie nicht herein, dann konnte sie die tödlich Beleidigte spielen. Auch war sie imstande, mich

draußen als wahnsinnig geworden hinzustellen. So zwang es mich, jedesmal, wenn jemand die Treppe heraufkam, aufzuhorchen. Schließlich sagte ich: »Schließ lieber wieder auf, es hat keinen Sinn.«

»Jetzt wird das in einem fort so hergehen«, seufzte es vom Herd.

»Es ist nur so lange, bis ich's besser raushabe«, entschuldigte ich mich. Auch fiel mir das Schreiben einer ›härteren‹ Sache jetzt ungeheuerlich schwer. Ich las das Getippte durch: ›Er hatte es hart gesprochen‹ – ›Er zeigte einen harten Blick‹ – ›Er ballte hart die Faust‹ – ›Hart schlug er die Tür zu‹ – Nein, es wollte mir nicht gefallen. Sollte ich es jemandem vorlesen? Der Frau? Ich sah nach der Ecke, wo sie ein paar Sachen auswusch, grübelnd, in einem Kampf mit sich selbst. Sie blieb meinem Schreiben abgeneigt, ich konnte mir nicht erklären, warum.

Das Warten auf neue Mißhelligkeiten und Störungen hatte mich kopfscheu und müde gemacht. Und las ich das Geschriebene wieder durch, nahm meine Unzufriedenheit und Beklemmung zu; ich schaffte es nicht, wie man es von mir verlangte. Ich hätte weinen mögen, als ich mich erschöpft aufs Bett warf. Auch mußte ich daran denken, daß ich mein ›Rennen‹ nicht vernachlässigte. Die acht Mark reichten gerade für einen Teil der Miete. Ich müßte dies einmal beschreiben, dachte ich, das ist gewiß hart und grausam. Ob sie so was brauchten?

Und plötzlich nahm mich der Einfall so stark in Anspruch, daß ich schnell aufstand, Papier und Bleistift holte und eilends zu schreiben begann. Ich raste jetzt. Manchmal fiel eine Träne auf das Blatt. Wut zischte aus mir. Demütig und vor Kälte schlotternd klopfte mein ›Mann‹ die Türen ab, hinter denen Zank und Flüche und ein gegenseitiges Sich-Schlagen zu hören waren. – ›Was, Sie wollen Geld holen? Bringen Sie uns lieber was herein. Da, alles abgelumpt bis zum letzten Faden.« Und mit Schrei und Fluch auf den eigenen in sich verkrochenen Kerl: ›Such

endlich Arbeit, sonst zieh zum Teufel. Unsereins wird dann mit dem Haufen Krabben noch Erbarmen finden ...« Ich schrieb, heulte, wischte Tränen der Verzweiflung und des Hasses ... und schrieb, schrieb.

In der Küche tobte die Gesellschaft. Lange Streiterei wegen einer Schürze, wegen einiger Lappen, lange Litaneien um das nächste Fressen.

Marie stieß die Tür auf, steckte einen Augenblick ihr rotes Gesicht herein: »He, du doller Mensch, schriewst du nicht mehr op dem Klapperding? Schon leid geworden! Höhö, wie he mich ankiekt... Hergott, er frißt einen ja bald auf. Ich zieh ja schnell wieder ...« Draußen schimpfte sie: »Hier ist es doch gar nicht mehr gemütlich wegen dem!«

Meine Geschichte war sozusagen fertig. Ich mußte sie nur, gleichgültig unter welchen neuen Schrecken, auf der Maschine durchschlagen. – »Arbeitslos« wollte ich sie betiteln. Als es draußen ruhig geworden war, ging ich hinaus. Es war schon dunkel. Meine Frau beobachtete mich heimlich, fragte dann schließlich unruhig: »Du willst doch wohl nicht heute nacht wieder klopfen?«

»Ich muß vielleicht.«

»Guter Gott, was werden nur die Leute sagen?« »Ich werde was drunter packen, vielleicht ein Kissen, dann haut es nicht mehr so stark.«

»Du hockst dann aber gewiß wieder die ganze Nacht daran. Und du siehst schon wie ein Geist aus, kannst einen erschrecken mit deinem Aussehen!«

Ich versuchte, mit einer dicken Unterlage zu tippen. Das Schlagen war noch zu hören.

Schnell schlang ich das mir hingelegte Stück Brot herunter, trank meinen »Kump« Kaffee aus und machte mich an die Arbeit.

Ich klopfte noch immer, als es im ganzen Haus schon lange still geworden war. Diese Stille bedrückte mich und machte mich scheuer, je länger ich klopfte. Auch bumste es von unten mehrere Male gegen die Decke, wie gestern. Als ich

vorsichtig nebenan in die Kammer schaute, stellte ich fest, daß meine Frau wach lag. »Willst du damit nicht bald aufhören?« sagte sie. »Das Klopfen dröhnt doch durch das ganze Haus. Und dann solltest du lieber an die nächsten Tage denken ...«

»Ich denke dran ...«

Ich mußte fertig schreiben, eben wegen der nächsten Tage. Und ich klopfte, bis das graue Licht des Tages hereinschlich und ich die blakende Lampe ausblasen konnte. Die alte Frau unten hatte das Bumsen gegen die Decke aufgegeben. Ich hatte sie sicherlich gegen mich aufgebracht. Ich war aber doch glücklich am Ende angelangt.

Als ich in die Kammer hineinspähte, schlief meine Frau noch nicht.

Ich schlief auch nicht gleich. In meinem Kopf sprang es – oben – unten – rechts – links – links – oben –, und auch mein Finger tippte weiter.

Morgens, als ich, müde wie nach einer Doppelschicht in der Grube, in die Küche kam, stieß ich auf die alte Frau, die heraufgekommen war.

»Hör doch, wie sich die Leute beklagen«, sagte meine Frau. Die Alte lenkte ein: »Ganz so schlimm ist es nicht. Ich hatte mir, als mein Pochen nichts fruchten wollte, endlich gedacht, der Mann muß es vielleicht tun; denn sonst hatte ich doch noch nie so ein nächtliches Hämmern gehört. Es war, als schusterte er. Und das war das Ding da ... Hm-hm ... Ich bin dann aber doch eingeschlafen, als ich mir ein Kissen auf die Ohren gepackt hatte. Ich hörte dann nichts mehr von dem starken Klopfen.«

Ich erklärte der alten, gutmütigen Frau, wie schwer es sei, das Klopfen zu mildern.

»Und das Haus ist ja auch wie Pappe«, sagte sie einsichtig, »man hört ja jeden Seufzer und jedes Umdrehen. Daran hat sich der Mensch schon gewöhnt, aber dieses dauernde Schlagen war mir was Neues. Nun weiß ich«, sagte sie, als sie sich zum Gehen wandte, »was es war«, und sie riet mir:

»Läßt sich das nicht besser bei Tag machen, dann hört man nicht so sehr drauf.«

»Ich muß ja doch bei Tage mit meinem Kram losziehen«, sagte ich.

»Jaja, lieber Gott«, rief sie jammernd, »das ist doch eine Hetze, dieses Leben. Ja, gewiß, nun ja, wenn es durchaus nicht anders geht«, sagte sie, »dann pack ich mir nächstens wieder was auf die Ohren.« – »Eijai«, hörte ich sie trotzdem noch schwer seufzen, als sie hinausging.

Man fand die neue Geschichte auf der Redaktion der Zeitung besser. Mit mehr Unternehmungsgeist rannte ich ein paar Gegenden ab; ich hatte Weihnachtskarten zu verkaufen und – meine Knöpfe und Zwirnrollen, die sich noch am besten bewährten. Mein Kopf und meine Finger tippeten während dieses ganzen Rennens.

Doch war ich jetzt plötzlich außerstande, mir eine neue Geschichte abzurufen. Es war mit einem Schlag in mir alles wie weggeblasen. Auch zog ich häufiger mit der Theatertruppe hinaus, und das nahm viel von meiner freien Zeit in Anspruch, denn die Rollen mußten auswendig gelernt werden. Traf mich jetzt jemand dabei, zum Beispiel die Schwägerin Marie, wenn ich laut für mich redete, mit den Augen rollte und wild die Fäuste schwang, dann mußte ihr einfacher Kopf es schon ganz falsch auffassen. Einmal schlug sie die Tür gleich wieder entsetzt zu und schrie: »Jesses, jesses, jetzt ist er wirklich ganz doll. Nein, jetzt hew eck Angst vor dem Mensch!«

Meine letzte Sache war sofort gedruckt worden, und man hatte mir dafür wieder fünf Mark angewiesen. Die Freude darüber, mich mit fett gedrucktem Namen in der Zeitung zu sehen, löste in mir die Hemmungen. Ich schrieb gleich drei Sachen hintereinander, natürlich nur bei Nacht, weil ich mein Hausieren nicht aufgeben durfte. Und eines Tages, als ich mir auf der Redaktion einige Ratschläge geben lassen wollte, zeigte mir der mir sehr gut gesinnte Redakteur in einer sächsischen und auch in einer schlesischen

Zeitung zwei meiner älteren Geschichten. Ich las sie beide, obwohl ich sie schon auswendig kannte, mehrmals durch und schüttelte den Kopf.

»Willst du es nicht mal mit einer größeren Sache versuchen?« fragte mich der Redakteur.

»Eine größere Sache, ich weiß nicht, ob ich so was zwingen«, sagte ich sehr angeregt, aber noch mit vielen Zweifeln.

»Du bist doch lange im Schacht gewesen?« sagte er. »Ja, siebzehn Jahre ...«

»Das ist ein noch wenig beschriebenes Gebiet«, meinte er.

»Das ist wahr.« Ich ging mit tausend neuen Gedanken weg. Seitdem kreiste auch diese »größere Sache« in meinem Kopf, und ich konnte mich daher noch weniger für meine kleinen Geschichten sammeln. [...]

Tretmühle Ruhr

Kohle und Brände,
Kohle und Eisen,
Brücken und Gleise,
Rauch, Rauch und Ruß.
Über der Erde,
Unter der Erde
Der schwarzen Schätze
Unschätzbare Fluß.

Nichts von dem Reichtum
Fällt für den Schlepper,
Nichts von dem Gold
Für den Schürfenden ab.
Not ist ihr Leben,
Rechnen und sparen,
Eng ihre Kammer,
Eng noch das Grab.

Ruhrland, die roten
Flammenden Brände,
Die Kohle, der Stahl
Sind wir und nur wir.
Wir, unsre blutenden,
Schorfigen Hände,
Die künftige Macht,
Mein schwarzes Revier.

An jedem neuen Morgen zur Erinnerung

Am frühen Tage brennt das Lampenlicht.
In allen Winkeln wimmelt es von Schwalben.
Im Massenbette krabbelt es und kriecht –
Die Hungerbrut will wieder Fressen haben.

Das Weib, schon böse, eh' der Morgen graut,
Schleppt sich in Hoffnung mit dem nächsten Kleinen.
Wer hat uns dieses schöne Glück gebaut?
Herr Krupp von Bohlen und die Seinen.

Ich schreibe

Ich hocke halbnackt
Im Kohlenfeld.
Vor mir blinzelt
Ein Lampenlicht.
Donner hallt,
Ein Steinbrocken fällt,
Hölzer knacken,
Ich höre nicht.
Ich schreibe!

Ich schreibe Worte
Auf ein Schaufelblatt:
Von Hölle, Tod und Blut!
Von Aktionären,
Fett und satt.
Ich speie rote Glut
Rüden Schindern ins Gesicht,
Für die ich Hund nur bin.
Glühender Haß
Ist mein Gedicht,
In Haß hinausgeschrien.

Kohle stürzt,
Die Rutsche knarrt,
Schweiß rinnt schwarz
Vom Leibe.
Mein Sessel, Stück Kohle,
Ist kantig und hart,
Ich fühle nicht,
Ich schreibe.

Ich schreibe.
Es geht um im Revier.
Auch die Herren

Wissen's schon oben.
Ich weiß, es wird mich
Keiner der Tiger
Ob meiner Verse loben.

Ich höre ihren
Grimm und Disput,
Doch meine Kumpels sagen:
Schreib weiter, Mensch,
Das Zeug ist gut,
Da kann man gleich
Mit dreinschlagen!

Ich schreibe.
Ich weiß,
Ich schreibe nicht fein.
Nicht fein genug
Für die Feinen.
Meine Verse sind roh
Und gemein.
Ich schreibe Heulen
Statt Weinen.

Ich schreibe: Diebe!
Mörder! Getier!
Von würgenden Schergenklauen.
Ich schnaube
Wie ein rasender Stier.
Ich schreibe mit Beilen
Und Hauen.

Ich schreibe nicht fein, ihr Feinen,
Ich weiß, das Schöne
Fehlt meinem Gedicht.
Es riecht nach Not
Und Blut und Schweiß.

Doch schwarz ist schwarz
Und nicht grün oder weiß.
Und Hölle ist Hölle
Und höllenheiß,
Und meine Nacht erhellt
Nur ein Lampenlicht.

Ein winziges Licht,
Von Staub umwallt.
Und rundum
Flüche und Groll.
Schreibe schön,
Wenn die Faust sich ballt,
Wenn der Tod
Sich an deine Kehle krallt,
Wenn die Brust
Vom Schrei übervoll!

Aus »Sturm auf Essen«

Es ist das Jahr 1918 und Winter.

Schnee fällt.

Die Männer, die den Krieg überlebt haben, kommen heim. Die Zechenhäuser, in die sie zurückkehren, sind grau und schief, und ihr Verputz sieht aus wie das abgeschundene Fell alter Grubengäule. Die »Grabentiere« sollen wieder Väter, Ehemänner, Brüder, Söhne werden. Die Frauen schreien, Mütter schreien, Schwestern heulen: »Er ist wieder da, o mein Gott!« O mein Gott! Die Kinder fragen den fremden Mann, der ihr Vater ist: »Bringst du Brot mit?« Das Wort »Brot« wirkt wie der Duft von Blumen in einem Märchen. »Heiliges Brot«, stammeln die vor Hunger zitternden alten Leute, während sie das ihnen hingehaltene Stück mit aller Scheu hinnehmen. »Die Totgegläubten dachten an uns.«

Einem verhaßten, verfluchten Krieg folgte ein verhaßter, verfluchter Nachkrieg.

Dunkel sind die Küchen, die Kammern; die Höfe dunkel und die Straßen dunkel. Der Krieg hat Menschen gefressen, er hat Kohle gefressen mit seinem Riesenmaul, er fraß Liebe, Ehen, er fraß die Läden leer; die Zähne des Krieges zerbissen und zerrissen die Wände der Zechenhäuser. Der Krieg nagte die mühsam erkämpften Gardinen von den Fenstern, die Bezüge von den Betten und die Füße nackt. Er bedeckte die Familien mit Geschwür und Krätze und setzte Rachitis und Hunger als nie mehr weichende Schreckensgäste in die verkommenen Wohnungen der Bergarbeiter.

»Du, das mitgebrachte Hemd will ich einem der Buben umnähen, sie haben fast nichts mehr am Leibe!«

»Du, wenn du doch daran gedacht hättest, noch einige Lumpen mitzubringen, ich hätte den Kindern paar Hosen draus zusammengestoppelt. Hast nicht dran gedacht!«

Der Krieg kaut an den Wänden, knackend, schreckend. Draußen flattert Schnee.

An einem Dezembertag war auch Franz Kreuzat zurückgekommen. Er hatte, nach der bewegten Wiedersehensszene mit der Mutter, seinen verdreckten Soldatenmantel und den Schal abgeworfen und saß stumm und grübelnd am Tisch. »Zu Haus!« Er sagte es mehrere Male zu sich selbst, um sich an den Gedanken zu gewöhnen, daß er tatsächlich wieder daheim sei. Dieses Glück hatte er sich lange nicht mehr vorstellen können, er hatte daran nicht mehr geglaubt. Er blickte sich halb um, das Gesicht in die Hand gestützt: es war ihre alte Küche. Da stand der gelbe Geschirrschrank, da hing der kleine Spiegel am selben Fleck. Da in der Ecke stand sein Tischchen. Nein, es war kein Traum, er war zu Haus.

»Komm, isß was!« sagte die noch erregt umhertrippelnde Mutter. Sie hatte noch, Gott sei Dank, ein paar Kartoffelchen im Haus gehabt und hatte ihm diese mit einer Messerspitze Fett, der nur selten vorhandenen Kostbarkeit, in dem Pfännchen gebraten. »Komm, isß!« ermahnte sie und tupfte mit der Schürze die jetzt immer so leicht fließenden Tränen weg. »Komm, isß ... Träum nicht!«

Der alte Kreuzat, ein großer Mann, aber welk und dürr wie ein kranker, dorrender Baum, saß auf der kleinen Fußbank am Herd und schnaubte. Als ihm der Sohn die Hand gegeben – denn für eine Umarmung fühlten sich beide zu scheu –, hatte der alte Mann geschluckt. Jahrelange heimliche Angst und Sichverfluchen, daß er den Jungen nicht gehindert habe, als er freiwillig wegrannte; der Rest dieser Angst hielt ihm noch die Kehle zu.

Der Junge aß die Kartoffeln, die ihm die Mutter aufrötigen mußte. Sie beobachtete ihn dabei und wischte an ihren Augen. Groß und mager war er. Und der düstere, abwesende Blick schreckte sie. Sie wußte nicht, daß dieser Blick, diese sich krampfhaft faltende Stirn, die Unrast, mit der er sich umsah, Flandern, Verdun, Aisne und noch einmal

Verdun und noch einmal Flandern waren. Sie wußte nicht, daß er nicht dreiundzwanzig Jahre, sondern fünfzig, hundert Jahre alt war, daß er eine Ewigkeit von Schrecken und Tode durchgehzt hatte. Sie dachte glücklich: Er ist wieder zurückgekommen! – und sie schnaubte die Tränen in ihre Schürze.

Franz sah sich in der Wohnung um. Alles war noch wie früher, stand fast gespenstisch genau auf dem alten Fleck – aber ein Jahrhundert schien zwischen dem Früher und Heute zu liegen. »Wer ist denn von den anderen noch zurückgekommen?« fragte er.

Einige waren zurück. Von einem ganzen Dutzend vier. Ihre alte Ecke war leer geworden. Auch dieses Erinnern an die alte Ecke lag hundert Jahre zurück.

»Ja – der Freising-Bruno und der Koschewa-Edy sind wieder auf der Zeche am Arbeiten. Nur der Kahlstein rennt noch mit dem Gewehr rum«, erzählte ihm die Mutter. »Der Kahlstein-Hermann war doch bei der Marine in Kiel und ist schon vor zwei, drei Wochen zurück. Er rennt wieder mit dem Gewehr.«

Franz grübelte. Er war vorläufig zu gar nichts entschlossen, er wußte nicht, ob er noch einmal in die Grube gehen oder ob er die Arbeit wechseln solle. Vielleicht mit einer Übertagearbeit. Aber er konnte sich das kaum noch vorstellen, daß er jetzt wieder einer normalen Tagesbeschäftigung nachgehen könne; er fühlte sich noch immer draußen im Graben. Und allen, die das Glück hatten, sich zu retten, erging es wohl ebenso; alle phantasierten sie nachts dasselbe; sie waren noch immer in Flandern oder vor Verdun.

»Du wirst doch wohl auch wieder in die Grube gehn?« wagte die Mutter die schüchterne Frage.

»Das weiß ich noch nicht!« antwortete er erst nach einer Weile, und auf seiner Stirn erschien wieder diese finstere Falte, die sie so schreckte. Er wandte sich halb um und blickte sie fast feindselig an: »Wartest du so sehr darauf? Ich sag dir, ich weiß nicht, was ich machen werde.«

Die Mutter fühlte die Bitterkeit und Unrast aus dem bösen Ton des Jungen und erzitterte.

»Was willst du denn sonst? Du willst doch nicht wieder losziehen?« stammelte sie unter Tränen.

»Nu laß ihn doch«, sagte der alte Mann heiser, »er muß sich doch erst etwas zurechtfinden. Plag ihn nicht gleich am ersten Tag!«

»Ich dräng ihn ja nicht«, entschuldigte sich die alte Frau, »gewiß, er soll sich erst etwas ausruhen. Mit der Arbeit eilt es nicht.«

Franz griff nach seinem Mantel. »Wo willst du denn hin?« fragte sie ängstlich.

Der Junge sah sie einen Moment ungewiß an. »Ich will an die Ecke gehen«, sagte er und verließ die Wohnung.

Franz Kreuzat stand draußen an seiner alten Ecke. Hier hatten sie früher getobt und gerungen und von Abenteuern gesponnen. Er sah sich um. Keiner der alten Bekannten kam. Eine Schar Jüngerer, sechzehn-, siebzehnjährig, versammelte sich einige Schritte weit von ihm. Die Jungen beobachteten ihn scheu. Er trug ja noch die Uniform. »Das ist Kreuzats Franz«, flüsterte einer.

Er ging weiter. Die alte Straße, und doch eine fremde Straße. Er sah den rauchigen Himmel, er sah die bekannten Schachtgerüste zwischen den Häusern auftauchen. Er war zu Hause, und doch fühlte er keine Freude, eher eine Beklemmung. Unter den alten Verhältnissen schufteten, nein, dazu fehlte ihm jede Lust. Und die Kumpels schinden sich ganz bestimmt wie früher ab, das sah er jedem Grubengesicht an, dem er begegnete. Mit der Revolution ging es ja wieder bergab. Diese Enttäuschung hatte ihn ernüchtert und mit diesem quälenden Argwohn erfüllt, daß seinesgleichen nichts mehr zu hoffen habe ... Er erinnerte sich an den einen Tag. Er hatte wie viele nicht glauben wollen, daß so etwas wirklich möglich sei – Revolution! Aber dann, als sich die Massen der Soldaten und Arbeiter durch die Stadt wälzten, da hatte es ihn mitgerissen. Die Reden des einen

Matrosen, der aus Kiel gekommen war, versengten ihn, und dann hatten sie die alte Kaserne und das Zuchthaus gestürmt, wo die Deserteure und Abgeurteilten saßen, die sich weigerten, weiter mitzumachen. Und als ihn der eine Kuli heulend umarmte und zu ihm »Genosse« sagte und schrie: »Wir sind frei, die Schinder haben nichts mehr zu bestimmen« – da hatte er sich das Büchlein ausstellen lassen.

Er war Partei geworden, Mehrheitssozialist. Und nun war alles wieder zu Ende. Man spuckte die Revolutionäre nach vier Wochen Umsturz an! Verbrecher, Verräter!

An der Hoffroneschenke, vor der doppeltürmigen Kirche, kam ihm ein älterer Mann in einer abgeschlissenen Uniform entgegen. Franz Kreuzat erkannte ihn trotz des ausgehöhlten Gesichts. Es war der Karl Labisch, sein früherer Strebenkumpel.

»Na, auch zurück?« Auch Labisch schien nicht sehr glücklich zu sein mit seinem Nachhausekommen. »Komm«, sagte er, »laß uns in die Schenke reingehen, ich habe keine Lust, nach Haus zu gehn.«

Franz Kreuzat ließ sich mitziehen.

Sie tranken das schale Bier.

Labisch grübelte. »Weißt du, man hätte sich vorher eine Kugel durch den Schädel schießen sollen«, sagte er. »Man kommt aus einem Dreck heraus und in einen anderen hinein. Die Plagen abgerissen und barfuß, und das Weib schaut einen an, als brächte man die Rettung. Verflucht, man könnte gleich wieder fortrennen.« Er verlangte von dem träge gähnenden Wirt ein paar Schnäpse.

»Die mußt du dir selber brauen. Ich hab kein zu verkaufen! Es gibt nichts mehr, seit ihr den Rummel gemacht habt!« brabbelte der dicke, fleischige Mann. »Du hast schon was!« schrie Labisch zornig. »Gib s her!«

Der Wirt zögerte noch, sagte: »Die kosten aber etwas!« »Egal!« schrie Labisch, »schenk ein!« Der Wirt brachte die

Gläser mit dem Schnaps. Labisch zahlte die verlangten drei Mark, knurrte: »Alles Spitzbuben!« und trank. Er begann wieder: »Ich habe tatsächlich keine Lust, unter diesen Verhältnissen wieder in der Grube herumzukriechen. Nicht mit zehn Pferden kriegen sie mich hinein. Ich komm doch nicht nach dem ganzen Mist nach Haus, um hier zu hungern und mich noch um nichts und wieder nichts im Pütt abzuschinden.«

»Wo willst du denn sonst hin?« warf Franz Kreusat mißmutig ein. »Es bleibt dir doch nichts anderes übrig.«

Labisch hatte das Glas Schnaps ausgetrunken und forderte von dem Wirt noch eins. »Sauf!« befahl er Franz.

Franz Kreusat betrachtete nach dem Schluck das gehetzte Gesicht des Kumpels. »Was willst du denn sonst anfangen?« wiederholte er seine Frage, und etwas wie Haß regte sich bei dem Anblick des verstörten Menschen.

»Ich hab mir das überlegt«, bemerkte Labisch nach längerem, finsterem Grübeln. »Ich melde mich einfach zu dem neuen Grenzschutz. Man sucht Leute dafür und bezahlt nicht schlecht. Auch das Fressen ist bei der Truppe besser. Die Familie müssen sie ja unterstützen«, sagte er. »Ich hab von verschiedenen gehört, daß sie sich dort ganze Koppel Gäule requirieren und für sich verscheuern. Hier gehst du ja mit Glanz vor die Hunde ... Ich hab es mir überlegt, ich geh und melde mich. Machst du mit?« fragte er mit dem Blick eines Wahnsinnigen. »Ich sag dir, nur der Spitzbube lebt heut gut. Man war einmal ein anständiger Mensch, aber man hat an diesem anständigen Menschen so lange herumgeschunden, bis er ein Lump wurde. Sind wir denn heut mehr als Lumpen? Heut anständige Arbeit? Ich will nicht lachen ...«, und er lachte, lachte, bis er sich verschluckte. Er fragte heiser: »Gehst du mit, oder willst du dich hier begraben?«

Franz Kreusat schwieg.

Labisch redete weiter auf ihn ein.

»Überleg dir die Geschichte. Wenn wir so lange den Dreck ausgewetzt haben, dann können wir mit ruhigem Gewissen auch den guten Teil mitnehmen. Hier verkommt man doch vollends. Wenn man die Kinder ansieht, das fremd gewordene Weib, dann könnte man zur Axt greifen und alles totschiagen.« – Ob er mitgehe?

Diese wahnsinnigen Augen! Das haßvolle, höhlige Gesicht. Franz Kreuzat trank, um nicht in dieses Gesicht schauen zu müssen, seinen Schnaps aus; er trank, obwohl das Glas leer war. Nein, nicht diesen Irrsinn, nicht diesen Weg. »Ich werde es mir überlegen«, sagte er, als Labisch mit seinem Drängen nicht nachlassen wollte. Er zog den Betrunkenen hinaus. »Geh nach Haus, Mensch, schlaf erst mal aus ...« »Kommst du mit?« drohte Labisch und preßte in Wut seinen Arm. »Hier krepierst du. Ich sag dir, komm mit mir!«

Franz Kreuzat ging wieder allein. Die Schachtsirene heulte wie ein Tiger ... Höööö ...!

Er ging an einem Schacht vorbei. Es war sein Schacht. Er sah einige Scharen Kumpels aus der Grube kommen. Der eine und andere rief ihn an. »Franz! ... Fränzchen, bist auch schon da?«

»Dann kannst du ja wieder in die Grubenplorren steigen«, riefen sie. »Mensch, immer noch: schipp, schipp, hurra!« Er hörte die Hammersignale. Die Mittagsschicht kroch wieder nach unten in die Löcher. Soll ich wirklich hinunter? grübelte er. Soll ich mit Labisch losziehen? Er hat recht, hier wird man wieder hoffnungslos schleppen müssen. Er ging im freien Feld. Schnee flatterte. Es tat ihm wohl. Unterhalb des Salkenberges breitete sich die Stadt Essen aus: grau, flammend. Kamine und Kamine, Rauch und Rauch. Hämmerdröhnen und Pfiffe von Lokomotiven. Eintönige, von Narben und Rissen bedeckte Häuserzüge, Ruß, Schlackenstaub und der Geruch von brennender Kohle und glühendem Eisen. Es war seine Ruhr, seine

Erde, seine Heimat. Ich bin zu Haus ..., sagte er sich ... zu Haus!

Er kehrte um. Ich werde nicht davonrennen, sagte er sich. Er blieb wieder an der alten Ecke stehen.

Er hörte in einem der gegenüberliegenden Häuser ein Bandoneon. Das Lied kannte er, sie hatten es früher hundertmal gesungen. Der Bandoneonspieler konnte nur Bruno Freising sein. Franz steckte die Finger zwischen die Zähne und pfiiff.

Oben im Fenster erschien der bekannte schwarze Schopf, aber das Gesicht war älter und fast fremd.

Bruno Freising kam nach ein paar Minuten herunter. Er reichte Franz die Hand. »Mensch, gut, daß du wieder da bist!« sagte er.

»Ja, ich bin wieder da«, sagte Franz.

Sie wollten wie früher eine Unterhaltung anfangen, aber sie waren sich irgendwie fremd geworden, und es blieb nur bei einigen nüchternen Fragen.

»Was macht der Edy?« fragte Franz. »Ach, der zeigt sich fast gar nicht mehr unten«, lachte Bruno Freising, »er sitzt jetzt immer bei irgendeinem Weib, oder er schläft. Und was soll man auch sonst mit sich anfangen?«

Sie trennten sich, nachdem sie noch eine halbe Stunde so zusammen gestanden hatten.

»Sie wissen mit sich nichts anzufangen«, sagte Franz, als er nach oben ging. »Die letzte Geschichte hat sie nicht aufgemuntert. Sie bleiben die gleichen.«

Franz stand am anderen Nachmittag wieder an der alten Ecke. Er lehnte sich an die Mauer wie früher. Die Straßenbahn rasselte vorbei. Frauen mit mageren, mürrischen Gesichtern, ärmlich bekleidet, Männer mit blauen Narben stiegen aus, Kumpels von den entfernt liegenden Schächten. Dürr und krumm. Unten waren Bruchwüsten aufzuräumen. Der Krieg hatte Kohle gefressen, die Brüche fraßen die Menschen.

Zwei Männer kamen in Soldatenuniformen; ein abgemagert älterer, mit grauem, zernarbtem Gesicht, der andere in einer Kulibluse. Beide hatten Gewehre über der Schulter hängen. Sie gingen langsam auf ihn zu.

Franz erkannte den Kuli. Erfreut rief er: »Hermann!«

Der Matrose blieb stehen. »Bist du's, Franz?«

»Mensch, Hermann!« rief Franz Kreusat erstickt. »So eine Freude. Wir beide sind da!«

Auch der Ältere war ihm noch bekannt. Das war doch der Fritz Raup, der ihnen früher, vor dem Krieg, in der Waschkauke lange Reden gegen den Kapitalismus gehalten hatte. An alles erinnerte sich Franz Kreusat in diesem Augenblick ...

»Was treibst du?« fragte der breitschultrige Kuli und rückte an dem Gewehr.

»Was soll unsereiner treiben?« antwortete Franz Kreusat.

»Gar nichts!«

»Du siehst doch«, meldete sich Raup, »an der Ecke stehen sie. Sie haben nichts zu tun. Eine faule Gesellschaft ist das!« Er wandte sich mit einem Blick der Verachtung ab und spuckte zur Seite. »Die denken doch nicht, etwas Gescheites zu tun. In Berlin werden die Genossen totgeschlagen, und die Gesellen lungern faul an den Ecken rum.«

»Lass doch«, sagte ihm Kahlstein, »er ist ja erst gekommen.« Und er drehte sich wieder zu Franz Kreusat um. »Wir sind älter geworden, Fränzchen«, sagte er, nachdem er ihn länger angeschaut hatte. »An unserer Ecke hier siehst du niemanden mehr von den alten Jungen.«

»Keinen mehr«, sagte Franz Kreusat und sah sich um.

»Die Zeit hat sich geändert«, sagte Kahlstein. »Ich denke«, forschte er, »du bist nicht ganz blind durch die letzten Wochen gerannt und weißt, was sich abspielt. Wir haben heute anderes zu tun, als hier an der Ecke zu stehen und zu träumen ...«

»Ach, was hat das für einen Zweck, dieser teilnahmslosen Gesellschaft von unserer Mühe zu erzählen«, meldete sich

der Raup wieder. »Sie duseln alle ... derweilen verbluten unsere Menschen. Hier ist jedes Wort in den Wind geredet ...«

Der Kuli sagte ärgerlich: »Poltre doch nicht immerfort, er wird sich auch noch besinnen.« Er sagte zu dem grübelnden Franz Kreuzat: »Er hat schon recht. Die alten Leute müssen sich mit den Gewehren rumschleppen, weil die Wehr auseinander rennt. Und in Berlin würgen sie unseren Kampf ab ... Natürlich wirst du nicht wie ein verlorenes Schaf hier an der Ecke herumstehen«, sagte er, während der Ältere empört schwieg. »Mit dem Spinnen ist es doch ein für allemal aus ...«

Franz Kreuzat durchlebte in diesen Minuten alle schönen und verfluchten bitteren Erinnerungen. Rasend stürmten sie über ihn her. Ihre Jugend war draußen geblieben. Die Phantasterei, ihr Spiel, ihren Leichtsinn, ihre Träume hier an der Ecke wieder zu finden, erschien ihm jetzt kindisch. Da stand der Hermann vor ihm, einer der früheren Jungen, mit älter gewordenem, ausgeträumtem, strengem Gesicht. Und daß er selber nicht mehr der frühere Franz Kreuzat war, das Fränzchen, das sagte ihm Kahlsteins noch immer peinigendes Suchen und Forschen in seinem Gesicht und Blick.

»Du starrst darein, als interessiere dich gar nichts mehr«, hörte er den Kuli ungeduldig sagen. »Jeder, der heut noch ein Gewissen hat, der regt sich und hilft. Komm und hol dir ein Gewehr! Wir können die Geschichte doch nicht aufgeben. Die Banditen möchten uns gern wieder entwaffnet sehen; dann sind alle unsere Opfer umsonst gewesen ...« Er sah den grübelnden Franz vorwurfsvoll an. »Überlege nicht zuviel. Man schlägt uns die Genossen tot, die ohne Hilfe dastehen. Kommst du, Franz?« Franz Kreuzat starrte den Freund unentschlossen an.

»Ich wollte keins dieser verfluchten Dinger mehr anfassen ...« Er sah Raups kleine blaue Augen, in denen nur Groll und Verachtung lebten.

»Du kommst«, ermahnte Kahlstein. Er faßte seine Hand:
»Komm!«
»Ich weiß nicht«, sagte Franz. Kahlstein sagte noch einmal:
»Du wirst kommen!«

Es war wieder Winter.

Äußerlich hatte sich an der Ruhrwelt nichts geändert. Die Feuer brannten, die Schächte dröhnten in Förderung und die Rauchkarawanen schleppten sich unter dem grauen Himmel.

Die Kumpels zogen morgens und mittags in dem gewohnten Trott zu ihrer Schicht. Am Sonntag hockten sie trotz der Kälte auf den Häusertreppen und führten ihre Debatten. Diese drehten sich immer noch um die fehlende Nahrung und Kleidung. Die Steiger wurden verflucht, bei dem Wort »Regierung« spuckte man aus: »Die? Die soll sich begraben lassen!« Dann zankten die Altverbändler mit den Unionisten und die Sozialdemokraten mit den Unabhängigen. Dann verfluchten alle wieder das reiche Gesindel, dem die Not der Schlepper keine Sorgen verursachte. Und dann stand der eine, von dem Widerstreit ermüdet, auf: »Eck geh op den Strohsack, utschlophen für morgen!« Und der andere und der dritte dröselten auf der Treppe ein. Äußerlich schien es, als hätten diese schläfrigen, wrackten Menschen nie einen November, nie tobende Kämpfe erlebt, als hätten diese müde verstummten Mäuler niemals den mächtigen Donnerschrei: »Revolution! Freiheit!« mit Hunderttausenden geschrien.

»Gehn wir schlafen!« sagte der breite, spitzbärtige Stamm und schwankte wie ein leckes Schiff in das Dunkel seiner Sorgenkammer. –

Aber es sah nur so aus. Unten in der Grube schwelte die Glut weiter! In den Schlägen der Hauen und Hämmer tobte der alte Haß gegen die Antreibergesellschaft. In dem

Knirschen, in den Flüchen und Schreien, die den Rutschenlärm übertönten: »Verfluchte Antreiber, die Hölle soll sie alle fressen. Man sollte die Hackenstiele nehmen und das ganze Herrenpack zum Lande hinausjagen!« Es ging zum Ende Februar.

Franz Kreuzat, der jetzt öfters mit Zermack in die Stadt zu einer Versammlung der Union oder mit Raup in eine Parteiversammlung ging, fand inmitten der Hunderten von Genossen seine Festigkeit wieder. Nein, es war noch nichts zu Ende, nichts tot. In diesen Versammlungen erfuhr er von dem gewaltigen Aderwerk der Partei, durch welches das pulsierende Feuerblut des revolutionären Widerstandes weiterströmte. In dreihundert Schächten und den kochenden Eisenwerken organisierten die Partei und die Union die neuen Kämpfe, denn diese Kämpfe würden kommen: Die aus dem Baltikum zurückgekehrten Söldnerbrigaden wurden nicht entwaffnet, sie waren um Berlin herum gelagert worden, und die Regierung unternahm nichts, um diese abenteuernden Truppen aufzulösen und nach Hause zu schicken. Eine andere Ursache zu den häufigen Versammlungen der Partei und der Union waren die »Grünen«, die schon den Patrouillendienst in den Städten übernommen hatten. Es waren ausgesuchte Leute, meistens Offiziere und Unteroffiziere der alten Armee, in schmissigen, grünen Uniformen und Jägerschakos und mit Karabinern bewaffnet. Welch eine Veränderung in einem Jahr! Die Soldaten und Arbeiter mit den roten Armbinden und Tuchkokarden waren von den Straßen verschwunden. Und diese neue Polizeigarde hielt jetzt die Ordnung aufrecht. Welche Ordnung? Die Ruhe und die Ordnung, auf die auch der verblendete Tauten stolz war.

Franz Kreuzat litt unter dem Anblick dieser stumpfen, herausfordernden Gesichter. Er hörte Kramm neben sich knirschen. »Soweit sind wir gekommen!« Manchmal blieb der breitschultrige Kuli, der noch immer seine Matrosenbluse und -mütze trug, stehen und starrte die eisigen Poli-

zeigesichter an. Franz zog ihn nur mit Mühe weiter:

»Komm, mach keinen Unsinn!«

Zermack sagte: »Genossen, wir müssen die Masse organisieren. Wenn wir nur allein die Faust ballen, werden wir diese Gendarmen nie wieder los. Redet unten darüber. Sagt den Kumpels, daß sich das neue Unglück wieder zusammenbraut. Wir werden bald etwas Neues erleben!«

Dieses »Neue« kroch gespenstisch und fühlbar heran. Berlin oder hier? Oder wo? Niemand konnte voraussagen, was sich in den nächsten Tagen ereignen würde. Aber dieses Neue, dieses Gespenstische rückte näher. Waren diese Jäger mit den Karabinern schon ein Anzeichen, schon ein Teil davon? Sie waren es, trotz ihrem Eid auf die Verfassung. Auch die Reichswehr war auf die Verfassung vereidigt, aber General Lüttwitz war der Mörder der Berliner roten Matrosen. Auch General Lüttwitz schwor auf die Verfassung.

[...] Vielleicht klopfen in den nächsten Stunden schon Kahlstein oder Fritz Raup an die Tür: »Zieh dich rasch an und komm, es ist eilig!« Und er würde nicht liegenbleiben, auch wenn Therese neben ihm läge, er würde ohne Zögern aufstehen und sich anziehen und mit den Genossen gehen. Und was würde Therese sagen? Bleibe! Geh nicht! Der Alte würde es ihr gewiß einprägen: Laß ihn nicht mehr herumrennen, halt ihn zu Hause! Und er quälte sich immerfort mit diesen Gedanken: Soll ich heiraten, oder soll ich es noch eine Zeitlang hinausschieben, bis sich die Zeit etwas geändert hat, oder was soll ich tun?

Aber die neuen Ereignisse warteten schon vor der Tür.

[...] Franz zog sich in aller Eile an, während die Mutter ihm entsetzt zusah. »Mein Gott, was ist denn jetzt wieder?« stammelte sie, »man kommt ja nicht mehr aus den Schrecken heraus!«

Martin erzählte, daß die Regierung ausgerückt sei und daß ein Landschaftsdirektor Kapp und ein General Lüttwitz in Berlin säßen. Franz schämte sich, daß Martin ihm jetzt mit vielen Dingen immer mehr voraus war. Er beruhigte die

Mutter: »Sorg dich nicht, es wird halb so schlimm sein!« und lief hinaus. »Vergiß doch nicht den Kaffee und dein Brot!« rief die alte Frau ihm jammernd auf der Treppe nach. Er nahm das Brot und die Pulle um die Schulter und rannte.

Martin sagte unterwegs: »Wir haben so lange gezögert und geträumt, bis wir sie endlich in Berlin sitzen haben. Das gibt jetzt ein Blutvergießen.«

Franz hatte über diese neue Gefahr schon öfters reden gehört, und die Genossen waren darauf vorbereitet, aber es kroch ihn wieder das würgende Angstgefühl an, das er schon überwunden zu haben glaubte. Er kämpfte die Angst hinunter und gab sich Mühe, ruhig und mutiger zu erscheinen. Martin war merkwürdigerweise ruhig, er schien sogar der Überlegene zu sein. »Wenn wir jetzt nicht gleich wieder durcheinandergeraten«, sagte er nachdenklich, »dann ist noch nichts verloren.«

»Nein!«

Sie stießen auf andere Kumpels, die auch schon von der Geschichte in Berlin erfahren hatten. Man redete voller Wut und verfluchte den Zwiespalt und die Dummheit. »Das gibt wieder Blutvergießen«, orakelten die Ängstlichen. »Wenn so ein Herr General oben sitzt, dann hat für uns die Glocke ausgeschlagen. Da ist kaum noch was zu machen!« »Halt doch deinen verfluchten Rachen«, schrie den Schwarzseher ein anderer an. »Natürlich muß man was dagegen tun.«

»Die Schachträder dürfen sich nicht mehr drehn«, hörte man Hermann Kahlstein reden. »Ich sagte ja immer«, fuhr der Kuli aufgeregt fort, »die Regierung wackelte schon die ganze Zeit, aber keiner wollte es wissen. Nun haben wir die neue Gesellschaft und gleich mit einem Haufen Büttel und Kanonen. Kein Gott hilft uns jetzt, wenn wir uns nicht selbst helfen. Ich sag: die Räder dürfen sich nicht eine Minute mehr bewegen, oder der Teufel hol uns.«

»Natürlich. Wir müssen den Pütt absaufen lassen!«

»Knarren brauchen wir«, schrie ein anderer. »Warum haben wir damals die Knarren überhaupt abgegeben. Jetzt braucht man sie vielleicht und man hat sie nicht mehr!«

Knarren, wir haben sie! erinnerte sich Franz. Wie gut war es, daß sie die Gewehre aufgehoben hatten. Er sah jetzt ein, wie klug Kramm und die anderen Genossen damals gehandelt hatten. Ja, sie standen jetzt nicht ganz schutzlos da.

Die Schachthämmer schlugen, und ein Schrecken durchfuhr ihn. Auch die anderen wurden einen Moment still und horchten. »Sie fahren an!«

»Ja, die fahren an, verflucht!« Miller kam von der Kolonie. Mehrere riefen ihn an.

»Miller, was tun wir?«

»Verliert nicht gleich den Kopf«, sagte er heiser und zornig.

»Da sind sie schon wieder kopflos!« Er sah finster und unnahbar darein, und keiner wagte weiter zu fragen. Miller lief anscheinend nach der Stadt. Er war Vorsitzender der Parteigruppe der Unabhängigen. Franz fand sich in Miller nie zurecht, man konnte niemals erraten, was Miller dachte, was er in solchen Stunden vorhatte. »Verliert nicht gleich den Kopf!« Das war alles, was er ihnen zu sagen hatte. Die Herren wollten fördern. Die Schachthämmer schlugen wieder.

»Herrgott, die verfluchten Hunde fahren an!«

»Ruhig«, rief Kahlstein, »wenn sie angefahren sind, die Dummköpfe, dann werden sie wieder rausmüssen!«

»Das glaubst du?«

»Das werde ich selber tun, oder sie können drinnen absaufen!« drohte Kahlstein, zu allem entschlossen.

Aus »Schlacht vor Kohle«

An der Markenbude hingen fast alle Kandidaten der roten Vorschlagsliste – wegen Betriebseinschränkung gekündigt. Böß war im Büro. »Sie haben mir gekündigt?« fragte Balasz erregt. »Ja«, sagte der Betriebsführer kurz. »Weshalb denn?« »Ich muss Leute entlassen, der Betrieb wird eingeschränkt!« erklärte der Betriebsführer. »Und darum haben Sie unserer gesamten Liste gekündigt?« Das Gesicht des Betriebsführers verzog sich. »Ich entlasse die Leute, wie ich es für nötig erachte. Oder glauben Sie, dass ich Sie danach fragen muss?« In Balasz kochte es. Böß begann zu schreiben und ließ ihn unbeachtet stehen. Es blieb Balasz nichts anderes übrig, als hinauszugehen, wenn er sich nicht an Böß vergreifen wollte. Draußen besann er sich und begab sich ins Betriebsratszimmer, das hinter dem Schachtgebäude lag. Reger, der Obmann, war da. »Weißt du schon um die Kündigung?« fragte Balasz. Reger nickte. »Bist du damit einverstanden?« »Was kann ich tun? Böß kündigt euch wegen Betriebseinschränkung!« »Alle unsere Leute stehen auf der Liste!« Reger zog die Schultern hoch. »Es tut mir leid! Tanzt ein anderes Mal nicht aus der Reihe!« Balasz verließ erbittert das Betriebsratszimmer. Er wusste, Reger war froh, dass Böß ihm und den anderen Kumpels der Opposition gekündigt hatte; nur so war es Reger möglich, sich noch länger im Betriebsrat zu halten.

Die Opposition berief eine Belegschaftsversammlung ein, um gegen die Kündigung zu protestieren. Dors Reger machte einen Gegenanschlag. Er warnte die Kumpels, an der Versammlung teilzunehmen, mit der Begründung, Böß keinen Anlass zu geben, noch mehr Leuten zu kündigen. Die Kumpels wurden dadurch eingeschüchtert. Nur ein ganz geringer Teil besuchte die Versammlung, in die Böß seine Späher geschickt hatte, um die nächsten für eine Kündigung vorzumerken.

Böß' Plan war gelungen. Unter Tage hockten die Hauer und Lehrhauer in den Rutschenbetrieben wie angespannt an den Maschinen. Sie durften keine Pause machen, um ihr Brot zu verzehren; Kohle musste raus. Alle Unproduktiven waren aus den Kohlenbetrieben heraus. Was vor Kohle saß, war jüngeres, frisches Hauermaterial.

Die Pferde waren fort. Maschinen rasten mit der Kohle durch die Strecken, durch den Querschlag, donnerten durch den Füllort am Schacht hin, koppelten die vollen Wagen ab und die leeren an und rasten wieder in die Revier zurück. Neben den Zügen rannten die Bahnläufer her, die sich die Reviersteiger zur Kontrolle über die Fahrer angestellt hatten. Im fünften Revier war es der Muralla, ein stumpfsinniger, grobschlächtiger Bursche. Muralla machte es den Maschinisten so sauer wie möglich; denn er lebte in der Einbildung, er sei ein Beamter. Er bekam einen niedrigen Schichtlohn, rannte sich hinter den Maschinen die Zunge aus dem Hals und hatte die Vergünstigung, zuweilen länger in der Grube bleiben zu dürfen und eine Überschicht zu machen. Böß hatte unten am Schacht maschinelle Vorrichtungen eingeführt, die gestatteten, einen Teil der bisherigen Schlepper zu entlassen. Starke Eisenhebel schoben die leeren Wagen von den Förderkörben herunter und die vollen auf die Förderkörbe hinauf. Über Tage liefen Kettenbahnen, vom Schacht zu den Rollkippen, auf der Brücke nach den Bunkern und Halden hin. Acht Stunden in einer Förderschicht rollten die Wagen ununterbrochen voll Kohle durch Strecken, Querschläge, auf die Förderkörbe, in die Kettenbahnen – ein unendlicher Zug voll Kohle. Das Schachtgebäude dröhnte, die Brücken dröhnten, die Bunker donnerten. Fördersignale, tief und schrill, Lokomotiven, Waggon um Waggon auf Dutzenden Schienensträngen. Kohle krachte hinein. Auf die Halden, die einen großen Teil des Zechenplatzes füllten, stürzte Wagen um Wa-

gen frischer Kohle. Böß bewachte den Gang der Förderung mit geschäftigen Augen, denen nicht ein Mangel verborgen blieb. Seit der ersten Förderstunde stand er auf der Hängebank, gab dem Brückenaufseher Waise Anweisungen, jagte hinter den Arbeitern her: brüllte, strafte, prüfte das Maß der Förderwagen, ließ die schlechtgefüllten umkippen, die Kohlennummer feststellen, wenn Steine in der Kohle vorgefunden wurden. Böß war überall in der Förderung. Böß' Apparat klappte vorzüglich. Obwohl er die Belegschaft in den letzten zwei Jahren von zweitausendachthundert auf eintausendsiebenhundert Mann rationalisiert hatte, war die Förderziffer nicht gefallen; im Gegenteil, sie war gestiegen. Böß war jedoch noch nicht zufrieden. Er beobachtete die Maschinen, verglich sie mit den Menschen, die unten und oben in der Förderung arbeiteten. Die Menschen gefielen ihm nicht, die Maschinen dagegen besser. Maschinen arbeiten auf einen Hebeldruck. Er hatte von ihnen keinen Widerspruch zu erwarten. Die Menschen in der Förderung widersprachen noch. Er hätte gern auch aus ihnen stumme, Rädchen in Rädchen greifende Maschinen gemacht ...

Der Förderkorb rauschte in die Tiefe. Der Maschinist bremste sorgsam wegen der kostbaren Ladung, die er hinunterbeförderte. Kompressluft entwich undichten Rohrleitungen, die sich schlangenförmig an den wassertriefenden Schachthölzern entlangwandern. Der Direktor erhob seine Lampe und leuchtete im Abwärtsgleiten des Korbes die Leitungen ab. »Reparieren Sie nicht?« fragte er. »Jawohl, Herr Direktor, jede Nachtschicht!« beeilte sich Böß zu erklären. »Kontrollieren Sie die Leute dabei auch?« Das Lampenlicht blitzte in Böß' erschrecktes Gesicht. »Der Schachtsteiger Baising hat die Aufsicht!« »Der schläft wohl?« »Baising ist zuverlässig, Herr Direktor!« »Wissen Sie das so genau? Ich zweifle noch dran! Nächstens möchte ich

es nicht wieder so vorfinden!« Böß stieg wie betäubt aus dem Förderkorb. Der Füllort, breit und gewölbt ausgebaut, war viergleisig und elektrisch beleuchtet. Die Gleise standen voll Förderwagen. Lokomotiven bimmelten mit ihren Warn Glocken aus dem Querschlag, in dessen Dunkel rote und grüne Lichter blinzelten. Als sie eine Weile vorwärts getappt waren, blieb der Direktor, der jedes Holz mit seiner Lampe beleuchtete, stehen und zeigte mit seinem Meterstock auf ein zerbrochenes Stück Bauholz, das zwischen zwei frischen Hölzern eingeklemmt saß. »Was ist das hier? Warum wird das alte Holz nicht rausgeholt?« »Ich werde es dem Steiger sagen!« antwortete Böß verlegen. »Das muss jeder Beamte wissen, dass das alte Holz heraus geraubt wird!« fuhr der Direktor auf. »Das ist Verschwendung; es muss Ihnen doch einleuchten, oder nicht?« Böß biss sich auf die Lippen. »Darum soviel Unkosten, die auf die Dauer untragbar sind!« Die Augen des wütenden Direktors funkelten im Schein des Lampenlichts. »Ich wette«, setzte er fort, als sie weiter in den Querschlag hineingingen, »wette, wenn ich den ganzen Querschlag absuche, so finde ich bestimmt für Hunderte Mark altes Holz, das auf diese Weise vergeudet wird! Bedenken Sie, ein Holz kostet je nach Länge fünfzig bis sechzig Pfennig und noch mehr! Eine einfache Strebenzimmerung bringt eine Ersparnis von einer Mark bestimmt, wenn sie wieder heraus geraubt wird! Wird in jedem Abbaubetrieb darauf Wert gelegt, so sparen wir auf einer Schachtanlage Tausende Mark! Rechnen Sie, Betriebsführer Böß!« Böß nickte mechanisch. Sie gingen in die Förderstrecke vom fünften Revier hinein. Vor ihren Füßen und über die Streckenzimmerung sprangen Ratten. Aus dem Bruchholz und den Steinplatten blitzten ihre kleinen Perlaugen den Besuchern giftig entgegen. Eine Maschine kam mit Hochdruck angedonnert. Hinter ihr eine Reihe Kohlenwagen. Die beiden pressten sich in einen Streckeneinbruch. Scharf an ihren Leibern vorbei brauste der Kohlenzug. Dem Direktor, der seine Lampe hochgehal-

ten hatte, fiel wieder etwas auf. Einige der Förderwagen waren durch das rasende Jagen der Maschine nicht ganz voll. »Schlecht geladen!« sagte er. »Ich bestrafe jeden Tag Leute wegen Mindermaß!« sagte Böß. »Sie sehen doch, dass das nicht genügt! Ein paar davon rausgeschmissen, und ich wette, dass die Wagen anders geladen sind!« Sie klotzten ohne Atempause den zweiten Bremsberg hinauf, durch den die Hauptförderung des fünften Reviers ging, und bogen in die erste Teilstrecke ein. »Was für ein Rutschenbetrieb liegt hier? fragte der Direktor, der in Schweiß geraten war. »Kohlenrutsche zwölf!« erklärte Böß. Ein Schlepper hatte den Besuch bemerkt, war in die Rutsche gelaufen und hatte die Kumpels benachrichtigt. Der Ortsälteste stäubte schnell in der Strecke und in den Örtern mit Steinstaub ab, eine Maßnahme, die man jede Schicht vor Beginn der Kohlenförderung durchführen sollte. So schrieben es die bergbaupolizeilichen Verordnungen vor. Es wurde aber selten getan, weil die gesteigerte Kohlenförderung keine Zeit dazu ließ. Der aufgehäufte Kohlenstaub war gefährlich bei Entzündung von Schlagwettern. Oben im Rutschenfeld erschienen die beiden »roten Lichter«. Die Hauer trugen elektrische Lampen. Die Benzinlampen, deren Licht rotflammig war, wurden nur von Wetterkontrolleuren, den Ortsältesten und Beamten benutzt. – Der Direktor blieb im obersten Ort liegen, verschnaufte und sah dem Hauer zu, der mit der Lufthacke das Flöz bearbeitete. »Sie, hören Sie mal!« rief er nach einer Weile dem Hauer zu und tippte ihm mit dem Meterstock in die Rippen. Der Hauer stellte die Maschine ab und wandte sein schwarzes Gesicht dem Direktor zu. »Ihr Abbauhammer ist nicht in Ordnung!« Der Meterstock tippte gegen die Maschine. »Ich hab's schon dem Schlosser gemeldet!« erwiderte der Hauer mürrisch. »Das müssen Sie selbst reparieren! Wir können nicht für jeden Abbauhammer einen Extraschlosser anstellen, Mann!«. Böß mischte sich ein: »Das macht der Ortsälteste, Herr Direktor!« »Unsinn! Jeder Hauer muss das

lernen! Errechnen Sie sich das mal: Jede geförderte Tonne Kohle erfordert durch Verbrauch von Pressluft eine Mehrbelastung von fünfundzwanzig Prozent, wenn wir auf solche Schäden nicht sehen, das bezahlt sich nicht! Verstanden?« sagte er zu dem Hauer. Der Hauer drehte ihm den schwarzen, schweißnassen Rücken zu und spuckte ärgerlich in den Kohlenhaufen: »Wat Sie von uns nich noch alles hebbn wolln! Gottverdamm!« Die Lufthacke knatterte wieder ins Flöz. Der Direktor gab Böß einen Wink. Sie krochen tiefer in das Kohlenloch hinunter. »Da, da haben wir's!« Der Direktor hatte flink wie eine Ratte die rasselnde Rutsche überklettert und wies dem sich mühsam hindurchklemmenden Böß ein paar alte, gebrochene Hölzer im Bergeversatz. »Sehn Sie, so wird das kostbare Holz vergeudet! Muss ich es Ihnen denn immer und immer wiederholen?« Die Luftführung machte durch andere Reviere einen Umweg und war daher nicht mehr frisch. In den Löchern, in denen die Kohlenhauer hockten, war es erstickend heiß. Schweiß und Kohlenstaub klebten wie Teer auf ihren nackten Leibern. Sie schlugen Kohle los oder warfen mit kurzgestielten, breiten Schippen die losgehauenen Stücke in die Rutsche. Jede sechs Meter hockte so ein schwarzer Klumpen in einem Loch und stierte die Beamten mit glühenden Augen an, sobald sie sich in seiner Nähe hinhockten. In der Mitte des Kohlenfeldes arbeitete der Hauer Ferdinand Kruski. Der Ortsälteste hatte ihm Bescheid gesagt, dass Böß mit dem Direktor hier wäre. Kruski wartete auf sie. Als die beiden heran gekrochen, drehte Kruski die Luft ab und wischte sich mit dem schmutzigen Hemdstück den klebrigen Dreck aus dem Gesicht. »Warum haun Sie nicht weiter?« fragte der Direktor. »Sehn Sie sich mal den Bau an!« erwiderte Kruski und zeigte über seinen Kopf nach dem Gestein hin. Es fehlten die Hölzer. Der Stein war gesprungen. »Baun Sie aus!« sagte der Direktor, der flüchtig hingesehen hatte. »Ich muss Holz haben!« »Vergeuden Sie's nicht im Bergeversatz, dann haben Sie Holz! – Jede Zim-

merung ist ein Verlust von einer Mark! Rauben Sie sich das brauchbare Holz aus dem Bergeversatz!« »Ich werd mich schwer hüten!« sagte Kruski. »Ich weiß, frisches Holz verplempert sich besser!« sagte der Direktor spitz. »Nein, ich will mir nur nichts auf den Balg hauen lassen! Ich hab Familie!« erwiderte Kruski erregt. »Sie rauben das Holz raus!« schrie ihn Böß an. »Nicht Sie bestimmen darüber, sondern wir!« »Gehn Sie doch selbst in das Bruchloch rein!« brauste auch Kruski auf. »Es haben sich wohl noch nicht genug Kumpels die Knochen kaputtgehauen, was?« »Ich will Ihnen was sagen, Mann«, mischte sich der Direktor ein, »wenn Sie glauben, ohne uns arbeiten zu können, dann bitte, kündigen Sie!« Kruski sah den Direktor wütend an. »Den Gefallen tu ich Ihnen schon nicht!« »Den Gefallen können aber wir Ihnen tun!« drohte der Direktor. Kruski merkte, dass er der Schwächere war. Er brummte vor sich hin, nahm die Lufthacke und begann zu hauen. Die Beamten krochen tiefer. Eine Viertelstunde darauf riss ein harter Ruck die Luftleitungen herunter. Höher im Feld bumste etwas Schweres. Die Rutsche stieß unregelmäßig und begann zu schrammen. Grell kreischte die Kompressluft. Die Leitung schien an mehreren Stellen gerissen zu sein. Der Direktor wurde unruhig. »Was ist da los?« »Ein Bruch!« schrie der Hauer, bei dem sie lagen, und zeigte mit der Hand nach oben. Böß kroch eine Strecke höher, um besser zu hören. Der Direktor kroch hinter ihm.

Böß rief dem Direktor zu: »Das ist wahrscheinlich bei Kruski!« Der Direktor machte ein verdutztes Gesicht und sagte: »Schaun Sie mal nach!« Böß kroch hinauf. Aus der Fördersohle hüpfte ein drittes rotes Licht in das Rutschenfeld. Es war Steiger Schacke, der nassgeschwitzt hinter den beiden her suchte. Er näherte sich dem Direktor. »Los, rauf!« schrie der. »Sehn Sie zu, dass die Förderung wieder flott wird!«

Oben. Kruski lag unter dem Stein, einer breiten Platte, die bis an die Rutsche abgebrochen war und die Luftleitung

heruntergerissen hatte. Kruskis Brust und Kopf waren frei. Er brüllte, nicht nur wegen des Schmerzes, über seinem Kopf löste sich ein zweiter Steinbrocken. »Aufpassen!« warnte ein Hauer die anderen, die die große Steinplatte anzuheben versuchten. Dreck fiel von oben herab, beunruhigte sie. Das Geschrei des Kruski machte sie verrückt. Sie packten wieder an, um ihn unter dem Stein hervorzuholen. »Fort!« schrie Schacke. Über ihren Köpfen knallte und bröckelte es noch bedrohlicher. Kruski zerriss seine Hände an dem Stein, versuchte, sich frei zu machen. Er hielt die Hände wie zum Schutz gegen den Stein, der sich über ihm löste, und begann zu brüllen. »Packt doch an, zum Teufel!« rief Willi Ragnitzki und stemmte seine Hacke unter die Steinplatte. »Weg da!« Der Steinklotz brach herunter. Auf Kruskis Kopf. Eine Staubwolke hüllte die Männer ein, die sich oberhalb der stürzenden Steine geflüchtet hatten. »Räumt den Dreck fort!« befahl Böß, als sich das Gestein etwas beruhigt hatte. Die Hauer machten sich mit finsternen Mienen an die Arbeit. Der Direktor, dem es mit der Pause in der Förderung zu lange dauerte, kam herauf: »Was ist passiert?« fragte er. »Der Kruski liegt drunter!« erklärte Böß. Die Hauer warfen die Steine in den Bergeversatz; so bestimmte es Böß. Mit schweren Hämmern zerschlugen sie die Steinplatte. Keiner wollte im ersten Moment anfassen. »Tot?« fragte der Direktor. »Bei der Ladung!« murrte ein Hauer. Er zeigte mit der Hand nach der Stelle hin, wo Kruskis Gehirn herumgespritzt lag. Steiger Schacke hatte mit dem Ortsältesten schnell die Leitungen geflickt. Der Tote wurde in die Rutsche geladen. Ein Hauer gab nach der Fördersohle das Klopfschlagzeichen. Die Rutsche schob sich mit einem Ruck in die Höhe und krachte zurück. In diesen Schwingungen blieb sie. Die Leiche rutschte ruckweise in die Eisenmulde hinunter. Der Direktor nahm seinen Meterstock und seine Lampe und verschwand mit Böß in dem Dunkel des Kohlenfeldes.

Der dritte Januar war ein Sonntag. Die misshandelten Schlepper waren Mittelpunkt der Gespräche in der Kolonie. Walter Smolka trug sein dickgehauenes Gesicht zur Schau und forderte jeden Kumpel auf, sich zur Rache bereitzuhalten. »Schad nichts«, sagte er, »ich hab meinen Teil weg; acht gegen drei und dann noch ein paar Bullen, Hunde, Knarren und wat noch, da mäkst einfach nichts gegen! Aber jetzt sind wir dran!« Stefan Mihallek sah nicht besser aus. Seine Augen bewegten sich in zwei schwarzen Säcken, die ihm die Fäuste der Feuerwehrmänner gehauen hatten. Und die Lippen waren so aufgedunsen wie die Würste bei Kreibel. Stefan Mihallek brütete erst recht Rache. Am Nachmittag um drei Uhr sollte eine öffentliche Koloniever-sammlung stattfinden. Um zwei Uhr war die Kolonie auf Geheiß von Böß durch Polizei besetzt. Worbas kam und erzählte: »Auf der Zeche haben sie Maschinengewehre aufgestellt!« Das steigerte noch die Erregung. »Das ist ja wie im Krieg!« ereiferte sich die alte Ragnitzki, die sich wieder mehr auf der Straße aufhielt. In ihren Augen erschien ihre ehemalige Streitlust. Der plötzliche Streik hatte sie alle wie ein Wirbelwind ergriffen und aus den Häusern gejagt. Die Polizei raste mit ihren Wagen von Straße zu Straße. Die Frauen wichen nicht aus, sie mussten mit Gewalt in die Häuser gestoßen werden. Die Schlepper fanden sich zusammen. Walter Smolka organisierte unermüdlich, stellte Gruppen zusammen und bestimmte den Führer. Er selbst und Stefan Mihallek übernahmen das Ganze. »Nun aber Einigkeit, Kumpels!« sagte Walter Smolka, teilte die Wachen für die Nacht ein und ließ Steine und Flaschen in verschiedene Häuser hineinschaffen. »Dat sind unsere Handgranaten!« erklärte er den Kumpels. Gegen Abend kam in der Franzstraße mit Hilfe der Jugend doch noch eine größere Versammlung zustande. Alle Kumpels waren damit einverstanden, am nächsten Mittag zur Zeche zu

ziehen. »Wir müssen trotz der Maschinengewehre hin«, drängte Worbas, als einzelne Kumpels Bedenken äußerten. »Die Streikverräter, die sich Böß gekauft hat, müssen heruntergeholt werden!« »Dein Genosse Reger verübt auch Streikbruch!« rief ihm einer der Kumpels zu. Worbas Gesicht glühte. »Es ist mein Genosse nicht mehr! Ich habe mit Streikbrechern nichts zu tun!« Der Fiedler erkletterte einen Zaun und schaufelte mit den Händen in der Luft, um Ruhe zu bekommen, konnte sich aber nicht verständlich machen, denn die vorausgeschickten Schlepper kamen eilig zurück und meldeten: Polizei. Scheck befahl allen, auf die Höhe zu gehen. Die Polizei kam mit dem Auto angesaut. Aus allen Fenstern erhob sich ein drohender Lärm. Der Wagen fuhr ein paarmal durch die Straßen und sauste zurück zur Zeche. Die Menge strömte wieder auf die Straße hinaus. Bis spät in die Abendstunden hinein ging der Alarm von Haus zu Haus: »Morgen gehen wir alle zur Zeche hin!«

»Mutter, vor unserem Fenster stehen soviel Männer!« rief Jaschinskis Mädels. »Sie standen erst auf der Straße bei Falzmann, dort hat sie die Polizei fortgetrieben!« Frau Jaschinski ging ans Fenster. Sie hörte das laute, empörte Sprechen der Leute. Frauen standen bei den Männern. Sie zog die Gardine beiseite und machte das Fenster auf. »Ist was passiert?« fragte sie. »Die ganze Kolonie ist voll Polizei«, erklärte ihr eine Nachbarin, »und auf der Zeche stehen Maschinengewehre!« »Weshalb denn?« fragte Frau Jaschinski bestürzt. »Sie wissen es noch nicht? Mein Gott, unsere Mannsleute streiken doch!« Frau Jaschinski sah sie verständnislos an. »Wat die für 'n Gesicht mäkt, die Blöde!« lachte die Nachbarin. »Weil die Kerle einen Dreck verdienen und sich nicht tot jagen lassen wollen!« erklärte sie. Frau Jaschinskis Gesicht wurde düster. All ihr Jammer fiel ihr wieder ein. »Wir ziehen morgen alle vor die Zeche!« erzählte die Nachbarin. »Was wollt ihr dort?« fragte Frau Jaschinski. »Den Männern helfen!« »Die Streikbrecher

müssen herunter!« erklärte eine andere Frau. Frau Jaschinski verstand nur halb. »Wollen Sie nicht mit?« fragte die Nachbarin. »Mein Mann ist ja nicht mehr dabei!« »Aber Ihnen geht's mit an den Kragen, wenn unsere Männer verlieren!« »Noch mehr verlieren?« Frau Jaschinski sah auf ihre schmalgesichtigen Kinder. »Ja, es geht uns noch nicht dreckig genug! Kommen Sie nur mit!« Frau Jaschinski nickte. Es war immer noch was anderes, als allein und ratlos in der leeren Bude zu hocken. »Ich geh mit!« sagte sie. Montag früh waren die Kumpels draußen und hatten die Streikbrecher vor den Häusern abgepasst. Sie überredeten welche. Die Störrigen wurden in die Häuser gejagt. Trotz der Frühe wimmelte es in den dunklen Straßen von Menschen, bis der Wagen der Polizei herangerast kam und Scheinwerfer aufblitzten. Die Polizei musste unter dem schadenfrohen Geschrei der Kumpels und der Frauen wieder umkehren. Betriebsführer Böß, der die Zeche in Gang halten wollte und einen größeren Schwung Streikbrecher angefordert hatte, hörte und sah den verzweifelten Widerstand der Kumpels und hatte zum Schutze der Arbeitswilligen, die Montag Mittag auf die Zeche gebracht werden sollten, mehr Hilfe verlangt. Er befürchtete, dass die Kumpels die Schachanlage stürmen würden. In der Kolonie und den benachbarten Straßenzügen war alles auf den Beinen. Am Vormittag hatte eine große Arbeitslosenversammlung stattgefunden, in der beschlossen wurde, den streikenden Kumpels im Streikpostenstehen zu helfen. Polizei kam und löste die Versammlung auf. Von der Stadtseite her kam Stefan Mihallek mit noch ein paar Schleppern in hastigem Lauf heran. Schon von weitem schrien sie: »Los, alles nach der Zeche hin, die Streikbrecher kommen!« Sie rannten durch die Straßen und alarmierten alles. Den Abhang nach der Kolonie erklommen, ausgeschwärmt wie ein riesiger Heuschreckenschwarm, die Kumpels, Frauen mit Kindern und die Arbeitslosen aus den Baracken. Von oben brauste ihnen der stürmische Jubel der Koloniebevölkerung entgegen.

Auch die Kolonisten schwärmten wie auf Verabredung aus und rückten über die Felder auf die Schachanlage zu. Die Polizisten liefen hastig zusammen, versuchten, sich dem Schwärm der drohend heranrückenden Menge entgegenzuwerfen. Es war ihnen unmöglich. Sie wurden eingekreist und mussten flüchten, um nicht erdrückt zu werden. »Weiter! Weiter, nicht aufhalten lassen!« Die Anrückenden trieben sich gegenseitig an. Voran rannte die Krämer, sie schnaufte vor Aufregung und schrie ein paar zögernden Männern zu: »Vorwärts! Habt ihr Schiss? Jetzt heißt es nicht nur das Maul riskieren!« Die Polizei lief zum Zechenplatz zurück. Die Menschen überschwemmten die Straße. »Halt! Nicht weiter!« schrien die Wächter hinter dem Tor. Die Menge häufte sich vor dem Zecheneingang. Den Streikbrechern, die von einem Polizeikommando begleitet wurden, war der Weg abgeschnitten. Als die Arbeiter ihrer ansichtig wurden, erhob sich ein Gebrüll, alles wandte sich um und zog den Streikbrechern entgegen. Die Polizei kam vom Platz hinterher gestürmt und versuchte, durch Schläge die Menge zu zerstreuen. »Auseinandergehen!« schrie ein Leutnant. »Was will der?« Die Frauen kehrten um, blieben wie fest gerammt stehen. »Räumen!« kam ein Kommando. Frau Krämer kreischte auf: »Die schießen!« Das verwirrte die anderen, und sie begannen zurückzudrängen. Die Polizei hatte die Pistolen frei gemacht. »Warum rennt ihr denn zurück?« schrie eine Frau. »Nicht zurückgehen! Stehenbleiben!« »Räumen!« erklang der scharfe Befehl. Die Menge rammte sich fest. Einige nervöse Polizisten erhoben ihre Pistolen. »Was, schießen wollt ihr?« schrie die Krämer. Sie riss das vierjährige Kind, das sie bei sich führte, hoch und hielt es vor sich hin: »Los, schießt doch!« »Los, knallt doch drauf!« Immer mehr Frauen rissen ihre Kinder empor, streckten sie, empört und zum Letzten entschlossen, den Polizisten entgegen. »Schießt doch drauf!« Auch auf der Hauptstraße ging ein Sturm los. Die Streikbrecher, die in einer geschlossenen Abteilung angerückt waren, meist

fremde Gesichter, wurden durch die wütenden Frauen verjagt. Einzelne versuchten, über die Mauern nach dem Zechenplatz zu entkommen, wurden heruntergerissen und verschwanden unter den Leibern von über sie her stürzenden Männern und Frauen. Die anderen Streikbrecher flüchteten, von der Menge verfolgt. Bis zum Abend belagerten Tausende die Straßen, die zur Zeche führten.

Bisher standen achtundvierzig Zechen im Streik. So wichtig der Angriff der Kumpels erfolgt war, so schnell mobilisierten die Zechenbesitzer und die Gewerkschaftsführer den Gegenstoß. Der Streik verlor seinen wirtschaftlichen Kampfcharakter, und vor den Zechen, wie überall in Orten und Städten, sah es nach einer Mobilmachung aus. Uniformen, Wagen mit Polizei und bewaffnete Abteilungen von Zivilisten, die vom Reichsbanner den Streikbrechern zum Schutz bereitgestellt waren. An den Zechentoren schwerbewaffnete Wächter und Maschinengewehre. Alle Belegschaftsversammlungen unter Kontrolle der Polizei. Verhaftungen von streikenden Kumpels, die Flugblätter verteilen wollten, und jeden Tag Sprengung von Demonstrationen. Tag und Nacht Krieg in den Straßen und Kolonien, mit Schusswaffen, Knüppeln, Steinen und Hackenstielen. Der Schiedsspruch wurde am siebenten Januar gefällt. Lohnabbau von sechs Prozent. Panik unter den Kumpels. Empörung. Die sozialdemokratischen und christlichen Betriebsräte bremsten, rieten abzuwarten. Die Verwaltungen drohten mit fristloser Entlassung aller Kumpels, die für einen Streik stimmten. »Der wilde Streik, der von den Kommunisten organisiert war, ist abgebrochen!« schrieben die Zeitungen. In der Stadt Essen wälzte sich eine große Menschenmenge durch die Straßen. Polizei vorn, zu beiden Seiten und hinter dem Zuge. Die Spitze des Zuges stieß überall auf blaue Sperren. Wut bemächtigte sich der Kumpels, wenn man in eine Nebenstraße abgedrängt wur-

de. »Durch, zum Deuwel!« brüllten die Kumpels. An einer Stelle versuchte die Polizei, den Zug in eine andere Straße abzulenken. Die Kumpels drängten vor. Vorn entstand Lärm. Pfiffe. Von allen Seiten drangen die Polizisten im Laufschrift in den Zug und sprengten ihn an einigen Stellen. Ein erbitterter Kampf tobte um die Fahnen, die den Trägern entrissen wurden. Immer wieder stürmten Kumpels drauf zu und holten die Fahnen aus den Händen der Polizei. Es war ein Sturm auf die Fahnen, und wo eine hochstieg, entspann sich Handgemenge. Die Bürger flohen erschreckt in die Eingänge der Kaufhäuser und sahen mit zitternden Gliedern der entfesselten Wut zu, die sich auf der Straße austobte. In einer Straße befand sich unter einer Menge Neugieriger auch Frau Jaschinski. Sie trug das Kleinste in ein Tuch gewickelt auf dem Arm, das, durch den Lärm, der auf der Straße tobte, wach geworden, zu schreien begann. »Gehen Sie doch mit dem Kind fort!« sagte eine besser gekleidete Frau. »Wenn's hier losgeht, dann werden Sie mit dem Kind zerdrückt.« Frau Jaschinski blieb trotz der Ermahnung stehen und presste nur das schreiende Kind fester an sich. »Wann kommen die Menschen endlich zur Vernunft!« sagte jemand neben ihr. Frau Jaschinski sah sich den Mann an: gut beleibt, ein volles Gesicht mit Hängebacken und Doppelkinn. Sie erwiderte ihm: »Wenn die Leute es nicht nötig hätten, dann würden sie es nicht tun!« Der Mann rückte von ihr ab. Der Lärm auf der Straße verstärkte sich. Frau Jaschinski presste sich weiter nach vorn, durch die zurückdrängenden Leute hindurch. Ein heftiger Streit tobte um ein Transparent. Polizisten schlugen mit ihren Knüppeln auf die Köpfe der Männer, die das Transparent nicht hergeben wollten. Frau Jaschinski drückte in ihrer Aufregung das Kind in ihren Armen und schrie auf: »Verdammte Kanailen, warum schlägt ihr die Menschen so?« Die Empörung riss sie vorwärts. Sie befand sich plötzlich mitten im Strudel. Ein dumpfer Hieb traf ihren Kopf. Sie griff nach einem Halt.

Das Kind entfiel dabei ihren Händen und schlug auf das Straßenpflaster. Um sie herum wirbelte es von geduckten Köpfen und erhobenen Händen. Tschakos und blanke Knöpfe sprangen vor ihren Augen. Man brüllte sie an. Sie besann sich noch im letzten Augenblick und warf sich über das schreiende Kind, das vor ihren Füßen lag und jeden Moment von den schweren Stiefeln der rasenden Menschen zertreten werden konnte. Über Frau Jaschinski hinweg raste die Jagd. Männer, jammernde Frauen, Polizei, flüchtende Bürger, die mit in den Strudel hinein gewirbelt wurden. Frau Jaschinski richtete sich auf, hob mit zitternden Händen das Kind von den Steinen, stand verwirrt da und sah auf die Schrammen in dem kleinen, faltigen Gesichtchen, denen Blut entquoll. Sie drückte es an sich und küsste es ab. Die Straße war wie leergefegt. Ein Polizist kam auf sie zu und schrie sie an: »Los, verschwinden Sie jetzt!« Frau Jaschinski warf ihm einen Blick voll Hass zu. »Jetzt erst recht nicht!« sagte sie. Einige Straßen weiter hörte sie Gesang. Sie ging der Richtung nach, wo der Gesang herkam. Musste durch ein Sperrkommando. Die Polizisten wollten sie zurückhalten, wichen ihr jedoch scheu aus, als sie ihr verschmutztes, blutiges Gesicht bemerkten. Auch ihre Hände waren blutig, von Stiefeln zertreten. Der Zug kam. Er brüllte wie ein Strom; so breit wie die Straße wälzte er sich vorwärts. Eine Polizeikette stellte sich quer über die Straße auf. Sie wurde wie dürres Laub fortgespült. Der Strom ergriff auch Frau Jaschinski und trug sie mit wie auf großen grauen Wogen. Vor ihren heißen Augen schwebten wie Flügel riesiger Vögel rote Fahnen. Um sie herum nur harte Gesichter. Blicke voll ungebrochenen Mutes und Trotz. Jeden Augenblick reckten sich zahllose Fäuste vor ihr. So weit sie sehen konnte, Faust an Faust. Frau Jaschinskis Gesicht brannte. Sie fühlte sich von dem mächtigen, brüllenden Menschenstrom vorwärtsgetragen, nicht mehr allein. Sie sah empor: Sonne! oder war es das Rot der wallenden Tücher vor ihr? Grau war der Horizont, schnee-

schwer, aber in den Augen der sie umbrandenden Menschen, in ihrem Schreien, lag es, das Feuer des Hasses ihr Hass!

Der Abtrünnige

In einer der alten Bergarbeiterkolonien im H...ner Revier war einer abtrünnig geworden. Es war ein kleiner, ausgesogener Mensch, der sieben Krabben halbnackt und mit allen Zeichen des größten Elends herumlaufen hatte. Als er 1929 mit einem Schub Unproduktiver entlassen worden war, war Kraftzyk – so hieß er – bei allen Arbeitslosenversammlungen noch stets in der ersten Reihe zu sehen gewesen, denn er war Verbandskumpel und hatte sich in allen Kämpfen seit achtzehn so mutig bewährt wie Hunderte seinesgleichen. Nun aber war alles in seiner Umgebung in große Unruhe geraten, denn Kraftzyk kleidete nicht nur seine sieben Trabanten plötzlich besser, sondern hatte auch mit einemmal einen funkelneuen Anzug, und man hatte mehrmals beobachten können, daß er geheimnisvolle Körbe und Pakete ins Haus schleppte.

Der Mensch begann seither auch allen Debattengruppen an den bekannten Straßenecken scheu auszuweichen, und man mußte sich sagen: ›Der hat was zu verbergen.‹

Schließlich stellte man fest, daß Kraftzyk schon mehrere Male in Naziversammlungen gesehen worden und gelegentlich mit einer Schar der Braunen auf einem Wagen irgendwo hingefahren sei. Man ging nach diesen Feststellungen mit finsternen Mienen umher.

.Was soll man mit dem schwarzen Schaf anfangen?«
fragte man sich.

Es ging in das Jahr 1932, und zwei Drittel der Kolonieleute lungerten ohne Beschäftigung zu Hause umher. Ein Teil der wieder und wieder enttäuschten, ewigen Glückssucher flüchtete sich in neue, mehr Hoffnung versprechende Gebetgemeinden, andere verfielen der Gleichgültigkeit und dem Stumpfsinn; sie blieben aber aus Gewohnheit, wenn auch lahm, grämlich und schwerhörig, bei der alten Herde. Kraftzyk war einer der schon offen abtrünnig Gewordenen.

Zelinski, sein früherer Nachbar und Stollenkumpel, der bis zuletzt für Kraftzyks Festigkeit die Hand ins Feuer gehalten hätte, stellte ihn eines Tages.

»Sag mal, Heinrich«, fragte er ihn vorerst verlegener, als ihm recht war, »was ist denn in dich gefahren? Hast du so plötzlich die Haut gewechselt?«

»Wie, die Haut gewechselt?« stammelte Kraftzyk und versuchte, sich mit Hin und Her herauszulügen. »Ein Hautwechsel ist es noch keineswegs, wenn ich das Verlangen habe, mir auch mal die anderen anzuhören.«

Zelinski ließ ihn eine Weile ausreden, er forschte um so mißtrauischer in Kraftzyks Mienen. »Er schwindelt, er windet sich«, sagte er sich. Und bemerkte endlich wieder: »Warum kannst du nicht wenigstens aufrichtig sein? Warst doch sonst zu mir aufrichtig. Vielleicht kann man dir noch raten ...«

Kraftzyk atmete schwer und wich seinen Augen aus. »Du wirst mich nicht verstehen«, wand er sich. »Ich weiß, daß ihr mich schief anstarrt, ich konnte es aber daheim nicht länger mehr ansehen. Ich tu's ja nur der Kinder wegen ...«

»Der Kinder wegen«, rang sich Zelinski ab. Wenn wir es nun alle der Kinder halber täten und unser Gewissen totschlügen?«

Kraftzyk wurde rot und bleich, er folgte gegen seinen Willen den Augen des Kumpels. »Es stimmt«, murmelte er. Ja, mancher hatte ihrer noch mehr abgelumpt und barfuß umherrennen. »Was soll man denn aber anfangen?« wehrte er sich mit aller Verzweiflung. »All unsere bisherigen Hoffnungen sind doch fehlgeschlagen. Man kann nicht ins Blinde warten und hoffen. Die Alte verlor die Geduld und drängte ...«

Zelinski fragte ihn bitter: »Und nun hast du alles?«

»Nein!«, gestand Kraftzyk nach einem längeren Ringen zu.

»Mein Gott«, sagte er, als der andere schwieg. »Glaub mir doch, ich hab es nur wegen des ewigen Streitens getan!«

Zelinski sagte: »Und wenn wir alle wegen des Zwistes daheim diesen Weg gewählt hätten, glaubst du denn wirklich, es wäre die Rettung?«

Kraftzyks kleines, welches Gesicht zuckte, als wollte er schreien. Er sah auf seine neuen Schuhe hinab, warf etwas von sich, das sich wohl nicht mehr wegwerfen ließ. Er stand als Abtrünniger vor ihnen, und daran ließ sich kaum noch etwas ändern. »Es ist halb so schlimm«, versuchte er dem Alpdruck zu wehren. »Vielleicht seid ihr eines Tages auch so weit, daß ihr diesen Schritt wählen müßt!«

Ein böses Lachen des anderen verschloß ihm wieder den Mund. Er schüttelte den Kopf, starrte einen Moment zu seinen Fenstern hinauf, wo seit einigen Wochen die schönen, neuen Gardinen hingen. »Menschen, versteht doch!« sagte er und machte eine ratlose Gebärde. Aber diese Menschen wollten ihn nicht verstehen.

»Du hast nun deine schönen Gardinen, du hast deine sieben in bessere Hüllen gewickelt, gut. Du hast für dich eine neue Schale ergattert, lebst jetzt von ihren Wohltaten – aber der Preis?« sagte Zelinski und sah ihn mitleidig an.

»Ich weiß«, sagte der niedergedrückte Mensch und schüttelte wieder den Kopf, »brauchst es mir nicht zu sagen – ich weiß!«

Von diesem Tage an ging Kraftzyk noch scheuer aus und ein. Man wußte aber, er besuchte weiter die Naziversammlungen. Dann und wann blieb er bei einer Gruppe stehen und entschuldigte sich, obwohl man ihm mit Schweigen begegnete: »Ich muß mich ja doch gelegentlich sehen lassen, ich kann es nicht jedermann erklären. Ihr versteht es einfach nicht!«

In der Kolonie tauchten vor den Türen häufiger die Flugblätter der Nazipartei auf. Niemand anders konnte sie hergebracht haben als der Abtrünnige. Man paßte ihm auf und traf ihn in einem Hausflur. Er war ganz starr, sagte demütig: »Ich weiß – ihr braucht mir nichts zu sagen.« Er ging kopfschüttelnd, murmelte: »Für immer fertig ...!«

Er saß darauf lange oben in seiner Wohnung und zeigte sich nicht. Man hoffte schon, er hätte seine Gänge aufgegeben, da rannte er an einem Nachmittag wieder hastig weg. Man stellte fest, daß er zu dem Hause der Nazis gegangen sei.

Seine Frau sagte zu ihrer Nachbarin, der Frau Krolik, scheu: »Er mußte wieder hin, man hat ihm durch unseren großen Buben Nachricht geschickt, er soll sich mal wieder sehen lassen. Er muß hin«, schwor sie.

»Warum muß er hin?« fragte Frau Krolik. »Keiner muß, wenn er nicht will.« Frau Krolik hatte acht Kinder, sie war aber eine feste Frau und verachtete Hilfe auf solchen krummen Wegen.

»Er muß hin«, beteuerte Frau Kraftzyk unter Tränen, »es ist nun einmal nichts mehr dran zu ändern!«

Kraftzyk lief nun wieder jeden Tag mit geheiztem Blick weg und kam gedrückt zurück. Er blieb noch gelegentlich bei einer Gruppe stehen. Man wurde sofort stumm. Er schüttelte den Kopf, lachte kurz auf und begab sich mit Achselzucken weiter. Man hörte ihn fast kaum noch die Treppe hinaufgehen, so in sich eingeschrumpft und leise ging er, als wagte er etwas Sterbendes nicht zu stören. Und er mußte weg und mußte sogar ganze Abende weg. Er wurde bei Umzügen in anderen Städten vorangestellt, bei der Hakenkreuzfahne. Man schrieb ihm Reden auf, die er in großen Versammlungen halten mußte, mußte, ja, denn hinter seinem Rücken standen sie zu Dutzenden, und er wußte, daß er bei dem ersten längeren Zögern ... Er mußte über das raffende Judenkapital und fremdrassische Blutsauger reden; er, ein deutscher Arbeiter, sei kein idiotischer, einfältiger russischer Muschik, der sich von Judenknechten besäuseln und betölpeln lasse. Zeitweise röchelte er erstickend an solcher Rede, er war nahe daran, um Hilfe zu schreien. Dann aber hörte er das Zischen hinter sich: »Freundchen, etwas munterer, schneidiger. Keine Schwächen merken lassen ...«

Nach derartigen Reden kam er dann ganz elend nach Hause und sah schreckhaft in jeden Winkel im dunklen Hausflur. »Wie ein Judas«, sagte er sich selber, »erschrecke schon vorm eigenen Tritt.«

Seine Frau sah ihn dann lange mit weit offenen Augen liegen.

»Was wird nur aus uns?« klagte sie jetzt jedesmal. Er sagte verzagt: »Ich hab wieder eine Tour hinter mir, und ich weiß nicht, wie es mal enden wird. Ich hab mich verrannt, und es läßt sich nicht mehr gutmachen. Nicht mehr!«

Frau Kraftzyk wurde aufgefordert, sich wieder neue Pakete zu holen, und sie ging, um seinerwillen. Sie bekam es ans Herz gelegt, das Geschenk offen zu tragen, man wolle keine Heimlichkeiten wieder sehen, sie machten alles zu heimlich. Beide sollten in der Kolonie etwas mehr dafür tun, sich nach solchen umsehen, die sich für weitere Belieferungen eigneten.

Aber Zelinski hatte eine ganze Reihe von Versammlungen abgehalten, in denen er über den Schwindel der neuen Versorger aufklärte und die Geldgeber, gewisse Bankiers und Zechenbarone, entlarvte. »Es sind geschickte Netze und Fallen«, sagte Zelinski, »der Kraftzyk zappelt schon drin, man soll ihn sich genau ansehen, so geht kein dankbarer und glücklicher Mensch umher, er hat sich verloren und verwickelt und ist ein Betrüger an sich und seiner Familie geworden.« Das hielt die Schwankenden wieder ab, sich mit Kraftzyk abzugeben, und Kraftzyk lief noch wirrer und scheuer in die Stadt und zurück.

Kraftzyk sagte, der Zelinski mache ihm das Gewinnen der anderen schwer, und man fragte ihn nach dem Zelinski aus. Man fragte so, wie gewöhnlich nur eine Polizei ausfragt, und Kraftzyk merkte bald, daß er wieder etwas Unsinniges angestellt hatte. Man fragte ihn über Zelinskis Ausgänge, über seine Wohnung, ob er viel allein sei oder mit vielen seinesgleichen umgehe, ob er niedrig oder hoch wohne und hundert solcher peinlichen Dinge. Und als Kraftzyk unter

den einschüchternden Blicken der »Schwarzen« so ziemlich klare Auskünfte gegeben hatte, hörte er sie zueinander sagen: »Der Bursche muß zum Schweigen gebracht werden!« Kraftzyk schleppte seitdem eine neue Last mit sich, aber er konnte sich ihrer nicht entledigen und wagte es auch nicht; er fühlte, sie schauten nun immer hinter ihm her, sagten ihm sogar einmal: »Wag nirgendwo was zu plaudern, wir haben überall unsere Augen und Ohren; und du bist auch in deinen vier Wänden nicht sicher, wenn es dich mal gelüsten sollte, deinen früheren Genossen heimliche Winke zu geben!« Und die Augen! Nein, er kam nicht mehr los. Seine Augen wurden jedesmal groß und starr, wenn er Hermann Zelinski irgendwo begegnete; zeitweise blieb er wie festgewurzelt stehen und preßte heraus: »Du, Hermann ...!«

Zelinski sah ihn an: »Was willst du?«

Kraftzyk starrte bleich, wagte aber nichts mehr zu sagen, sah sich nur hastig um und ging dann mit einem Schulterzucken weiter.

»Der hängt fest«, sagte sich Zelinski mit Schaudern und Mitleid. Aber Mitleid war hier nicht angebracht, er sollte seinen Weg jetzt allein weiterziehen, den Weg, der ihm schon in das Schreckgesicht gezeichnet war. Zelinski sah nicht, daß Kraftzyk ihm noch mal nachstarrte, daß er ihm zuweilen, plötzlich wieder umdrehend, nachlief, um zu sehen, ob er allein in die Stadt gehe.

Kraftzyk war mitten in dem Strudel aller Schrecken, und nun würde es so weitergehen müssen, bis ihn der Strudel ganz verschlang. Und er konnte ja auch das Hirn in sich nicht einfach totschiagen, das aber war das grübelnd Quälende. Dieses wirre, quälende Hirn schienen seine Beobachter aber genau zu kennen, denn sie hatten ihm schon mal wieder grinsend an die Stirn geklopft: »Da wird's zuweilen 'n bißchen schwach, nicht wahr? Aber denk daran, wir sind wachsam. Und wir schleudern nicht einfach Wohltaten so heraus, damit du wieder still und heimlich abgehst!«

Er erzählte es seiner Frau, denn jemand mußte es doch wissen, wenn dieses wirre Hirn mal versagte oder wenn sie ihn ... Und einmal mußte es so kommen, ein besseres Ende nahm diese seine Fahrt nicht mehr.

»Sag ich's ihm, bin ich erledigt«, quälte er vor ihr heraus, »und sag ich's ihm nicht und geschieht was, denn es geschieht – dann haben sie mich ganz bei der Gurgel.«

»Sag es ihm doch«, drängte sie ihn.

»Ich kann es nicht wagen. Sie erfahren es, und dann bin ich fertig. Ich kenne sie ...«

Und an einem Abend behielten sie ihn da. »Du wirst welche zur Kolonie hinführen!« sagte man ihm.

Er wagte nicht zu fragen: »Zu ihm?«

Sie sagten selber: »Du bringst sie sicher hin und rufst ihn dann unter einem guten Vorwand heraus, verstehst du? Denk aber nicht, daß du dabei irgendwelche Kinkerlitzchen machen kannst«, gab man ihm gleichzeitig auf den Weg mit, »dann lernst du uns nämlich von einer ganz anderen Seite kennen.«

Er wagte keinen Ton, sein Kopf nickte ohne jeden Willen zu jedem Befehl. Fünf, sechs schlossen sich ihm an, alles Fremde und in Zivil. Sie waren verteilt zu beiden Seiten; er wußte aber, man beobachtete dauernd jede seiner Bewegungen. Sie gingen ganz unauffällig wie gewöhnliche Spaziergänger, nur einer schritt gleich hinter ihm, der raunte ihm bisweilen etwas zu: »Sind wir bald da? Du zeigst uns seine Fenster ...«

Er nickte. Eine gerade, breite Straße führte dahin, und es kamen immerzu Leute; aber sie sahen weder sein zusammengeschrumpftes, starres Gesicht noch das des hinter ihm Gehenden auch nur eine Sekunde aufmerksamer an.

»Sind wir bald da?« raunte der hinter ihm wieder, denn es erhoben sich langsam im Dunkel die gleichmäßigen Reihen seiner Kolonie.

Er nickte und ging. Zelinski wohnte am Anfang der Straße, er hatte kein Licht, das sah Kraftzyk bei seinem starren

Dahinwandern. Zelinskis Gasleitung war gesperrt. Kraftzyk entsann sich, auch seine war lange gesperrt gewesen, bis ...
»Sind wir bald da?«
Er nickte und ging.
»Stell dich nicht tölpisch an, wenn du ihn rausholst ...«, raunte der hinter ihm.
Kraftzyk nickte. Sie waren schon drei Häuser weiter. Der hinter ihm sagte: »Halt!«
Kraftzyk stand, ohne sich umzudrehen, hörte aber, daß die anderen zu beiden Seiten herankamen.
»Führst du uns auch richtig?«
»Richtig«, hauchte Kraftzyk und nickte.
»Also, wo jetzt?«
»Weiter ...«, und er ging vorwärts.
»Du, wenn du uns falsch führst, Männeken, hüte dich!«
»Weiter ...«, hauchte er heiser und ging vorwärts. Er bog in die zweite Straße ein, und sie folgten ihm, der eine gleich hinter ihm und die anderen enger zu beiden Seiten.
Der hinter ihm zischte wütend: »Kerl, halt! Du führst nicht richtig!« Kraftzyk flog herum, er sah in ein paar schreckliche Augen.
»Richtig!« sagte er heiser.
»Du ... Dann weiter!«
Er ging, bog in die nächste Straße.
»Du ... Halt!« Er fiel bei dem Ruck in die Knie.
Da lief eine Frau mit einem Schrei herbei, halb gelähmt:
»Heinrich, was ist denn?«
Die sechs flohen.
Kraftzyk, von dem Stiefel des einen ins Gesicht getroffen, erhob sich taumelnd, starrte seine Frau wild an. Sie war ihm schon ein paarmal heimlich entgegengegangen, auch heute abend, hatte im Dunkel gewartet, an Zelinskis Haus gewartet, denn sie hatte etwas geahnt.
»Alles gut«, sprach er schwach, während sie ihn weinend heimzog, »alles gut, aber ich komm nicht los von ihnen ...«

Er saß fünf, acht Tage oben, die Augen starr, das irre Gesicht angespannt. Sie sah es und sagte: »Wenn wir hier wegziehen könnten, das war für dich besser.«
»Wenn ...«, sagte er. Und er ging ruhelos umher und bekam starre Augen, wenn es an die Tür klopfte, und sagte gelegentlich: »Was soll man tun?«
Sie bewachte ihn, damit er nicht in seiner Angst losrannte. Er ging umher, ging umher, starrte. Dann war er ihr eines Tages entschlüpft und kam nicht wieder.

Wir schreiben nur unsere Erfahrungen

[...] Ich verschrieb mich einem Agenten und kam in das »gelobte Land«. Wir waren mehrere hundert Mann von dem Transport, es waren aber schon Tausende vor uns hingefahren. Es war eine große Enttäuschung, denn wir bekamen nicht nur die dreckigste Arbeit, wir sollten auch Lohndrücker gegen die Ruhrbergleute spielen. Das Ende war: wir bekamen Wut, zerschlugen die ganzen Schalter im Verwaltungsgebäude, weil sich die Herrschaften weigerten, uns wieder zurückzuschaffen. Ohne Papiere begab ich mich zu Fuß zurück. Unterwegs übernahmen wir mit einigen jungen Kumpeln Arbeit als Bauarbeiter, bis uns von Hause andere Papiere zugeschickt wurden. Steineschleppen ist aber nicht minder schwer, zumal wir Kumpel so eine Arbeit nicht gewöhnt waren. So entschloß ich mich, wieder in die Grube zu gehen. Dieses Mal schaffte ich nur acht Stunden am Tag, dafür waren aber die Flöze so niedrig, daß man drinnen nur kniend oder liegend arbeiten konnte. Und so herrschte drinnen eine Hitze, die einem das Blut ausdörte. Täglich gab es Verletzte und Tote, oft war sie wie ein Schlachtfeld, diese Arbeit. Zu Hunderten lagen die Kumpels in den Waschkauen, verbrannt und unkenntlich verstümmelt, aufgebahrt, und dann kamen die Leute, die uns bisher nur vom Hörensagen kannten, brachten traurige Gesichter, viel Beileid und sogar Kränze mit, und wenn diese Trauer vorbei war, da war es auch mit dem Erbarmen aus, und wir schufteten wie Schlepptiere weiter. Wie sehnte ich mich aus diesem Jammer heraus! Welche Auswege ersannen wir, um dieser Lebensnot zu entkommen. Und es gab kein Entkommen. Wir mußten doch leben. Ohne Arbeit mußten wir erst recht zugrunde gehen. So kam es, daß uns selbst der Krieg als ein Ausweg erschien. Was uns der schreckliche Friede nicht einbrachte, das sollte uns der Krieg einbringen: Ansehen, Aufstieg, Freiheit und Verdienst.

Man achtete den Soldaten mehr als den Arbeiter. Man schmückte ihn mit Blumensträußen und beschenkte ihn mit Liebesgaben. Und der Soldat trug ja bekanntlich den Feldmarschallstab in seinem Tornister. Und wenn wir dabei nicht mehr rausholen, als daß wir vielleicht draußen krepieren, nur nicht zurück in das alte Elend – so sagte manch einer.

So lernte auch ich den »Feind« beschleichen, lernte schießen, stechen, Handgranaten werfen, MG bedienen, und dann schoß und murkste ich dreiunddreißig Monate lang mit und verfluchte mich und verfluchte alles.

Ich glaube nicht an Schutzengel – ich weiß aber, wenn ich aus diesem Gemetzel mit heilen Knochen herausgekommen bin, dann ist es wirklich nicht das Verdienst unserer Kriegstreiber. Es war im dritten Jahre dieses Krieges, da sagte mir ein junger Soldat: der einzige Ausweg ist die Verwandlung dieser unmenschlichen Ordnung in eine menschliche Ordnung, in der wir allein und über unser Leben und Schaffen zu bestimmen haben! Und einige Wochen später erlebte ich etwas anderes: Ins Drahtverhau flogen viele Blätter – bedruckte Blätter. Wir griffen gierig danach, und ich las: Proletarier aller Länder, vereinigt euch! Bevor ich aber alles durchlesen konnte, kam unser Leutnant aus seinem Unterstand herausgestürzt und entriß uns die Blätter mit einer solchen Hast und Angst, daß wir erst recht neugierig wurden. Als er weg war, nachdem er uns bei schärfster Strafe verboten hatte, noch einmal solche Dinger in die Hände zu nehmen, krochen wir wieder ins Drahtverhau und suchten. Wir fanden neue Blätter, und ich las es dann heimlich ganz durch. Ich brauche hier wohl nicht zu erzählen, was darin stand.

Damit begann meine Erkenntnis der schrecklichen Gegensätze, die uns arbeitende Menschen vom Menschsein trennten. Ein neues Leben tat sich vor mir auf: ein Dasein, des Kampfes wert! Immer wieder dachte ich an einen Satz in

dem Flugblatt: Wir haben nichts mehr zu verlieren als unsere Ketten! Proletarier aller Länder, vereinigt euch!

Wegen Führung eines Streiks wurde ich fristlos entlassen. Damals schrieb ich unsere Betriebserfahrungen für unsere Zeitung. Um diese Zeit versuchte ich mich in kleinen Erzählungen, und sie wurden gedruckt. Es war für mich die größte Freude, wenn mir die Kumpels auf die Schulter klopfen: »Hannes, was du da geschrieben hast, das war gut so! Gib es nur diesen Speckjägern feste!«

Mit vierzig Jahren schrieb ich meinen ersten Roman. Keinen Räuber- oder Detektivroman – die Erfahrungen des Ruhraufstandes. Die damalige »demokratische« Regierung hat mir aber das Buch schnell verboten, und bald wäre ich dafür in den Kasten gekommen. Denn man sagte: Der Verfasser versteht es geschickt, den staatsgefährlichen Inhalt mit künstlerischen Mitteln zu umschreiben, darum sei das Buch um so gefährlicher. Dabei habe ich doch nur die Wahrheit geschrieben, eine wirklich stattgefundene und jederzeit nachweisbare Geschichte. Das ist also gefährlich, dachte ich mir, es ist aber nicht gefährlich, mich sechzehn Jahre lang in der Grube auszubeuten und dann auf die Straße zu schmeißen, damit ich elend zugrunde gehe. Gut, meine Herren, wenn die Wahrheit gefährlich ist, dann ist sie nur ihnen gefährlich, aber nicht uns. Ich antwortete mit vier weiteren Büchern. Ob diese Bücher auch so gefährlich sind, das können Sie aus den Büchern selbst erfahren. Ich sage aber: es ist unser Leben, all unsere Bitternisse und Widerwärtigkeiten, unser ganzer Jammer und unsere Not-signale.

Denn wir wissen, unser Lohn wird nicht in Arbeitsgemeinschaft mit unseren Unterdrückern erhandelt, nicht mit der Mütze unterm Arm erbettelt – er wird durch uns selber erkämpft werden müssen. Und wir wissen, daß diese verdammte Ordnung, die uns von Kindheit an so verarmt und versklavt hat, nicht gutwillig weichen wird. Wir müssen

mit allen Hauen und Hämmern dran, um eine andere, eine sozialistische zu schaffen.

Unsere junge Schöpfung verbrannte auf den Goebbelschen Scheiterhaufen, wie eure großen Werke, die Mühe von Jahrzehnten, vernichtet werden sollten. Unsere Erfahrungen, unser Wille sind nicht mit verbrannt, wir leben – und schreiben unser Leben weiter.

Seit zwei Jahren, von Elend zu Elend, von Versteck zu Versteck, im Lande und außerhalb der Heimat – wir schreiben. Ich bin heute exiliert, seit mehreren Monaten ohne Asylrecht, ich lebe von der Solidarität armer Menschen, ich sage mir aber eins: du darfst dich nicht unterkriegen lassen. Durch nichts unterkriegen lassen. Zeige, daß du stärker bist als alle Widerwärtigkeiten. Schreibe! Schreibe! Denn du bist ein Pionier des gewaltigen Kampfes um die Freiheit deiner Arbeitsbrüder. Und ich rufe mir immer wieder den Satz ins Gedächtnis: Wir haben ja nichts mehr zu verlieren als unsere Ketten, aber eine Welt zu gewinnen.

(1935)

Aus »Die Kumiaks«

Die Kumiaks

Die Kumiaks wanderten aus. Der Zug trug sie Tag und Nacht gegen Westen. Der alte Hausrat, den sie nach ihrer Heirat von dem alten Christoph Kumiak übernommen hatten, war nicht mehr der Mühe wert, mitgeführt zu werden. Sie hatten ihn Kumiaks Schwester um ein Billiges überlassen und nahmen nur ein Bündel Bettzeug und ein paar Kisten mit dem Notwendigsten auf die Reise mit. Sie hatten ihre vier Kinder bei sich, drei Buben im Alter von einem bis zu neun Jahren und eine elfjährige Tochter. Das Mädchen saß, mit einem für ein Kind schon viel zu strengen Blick in den hellen Augen, willig und wachsam neben der Mutter, um ihr jederzeit bei der Hand zu sein. Gewöhnt, wenn die Eltern bei der Arbeit waren, die Mutter zu ersetzen, betreute sie auch jetzt die beiden größeren Buben, die, derb wie ihr Vater, dunkelhaarig, mit dicken Köpfen und braungebrannt wie die draußen vorbeigleitende Erde, auch während der Fahrt ihre Wildheit nicht ablegten. Die neuen, in letzter Eile von der Mutter noch rasch zusammengeähten Anzüge befanden sich schon in einem bedauernden Zustand. Sie sahen reichlich zerknittert und verschmiert aus, denn es gab keinen Winkel, kein noch so verborgenes Geheimnis im Wagen, das die Buben nicht durchstöbert und erforscht hätten. Behielt man sie nicht im Auge, dann umlauerten sie wie junge, gefräßige Tiere die mitgenommenen Eßvorräte, wühlten in den Kisten oder stürzten sich auf die Bissen, die ihnen die Schwester bisweilen hinreichte.

Frau Kumiak saß, den Jüngsten im Schoß oder an der Brust, still auf ihrem Platz und starrte hinaus; das kupfern leuchtende Haar, von dem eindringenden Luftzug zerzaust, das sonnverbrannte Gesicht voll brauner Sommersprossen

und in den hellgrauen Augen den noch nicht überwundenen Trennungsschmerz. Seit langem umwogten sie fremde Menschen, Unrast und Häusermassen. Städte verschlangen den Zug, um ihn aus dröhnenden, schwarzen Mäulern wieder auszuspeien. Wie erlöst atmete sie auf, wenn sie sich wieder im freien Land befanden, wenn sie die wie bunte Nester in die Landschaft hineingestreuten Dörfer verfolgen und an ihr Dorf denken konnte.

Ihr Dorf

Als sie dem Drängen ihres Mannes nachgab, das Dorf zu verlassen und anderwärts ihr Brot zu suchen, da war es ihr plötzlich, als wenn man von ihr selbst ein Stück weggerissen hätte. Und am Morgen vor der Abreise, da sie nicht mehr aufs Feld zu gehen brauchte, fuhr sie alleweil erschrocken zusammen, in dem Gefühl, etwas Unrechtes getan zu haben. Sie erwartete, der Aufseher oder der Inspektor würde kommen und sie grob anfahren, weil sie ihrer Arbeit ferngeblieben sei. Und als sie später aus dem Dorf zogen, da schien es ihr, als halte der Weg ihre Füße fest. Jedes gutgemeinte Abschiedswort von Bekannten und Freunden verdoppelte ihre Bürde. Alles schien ihr nachzurufen; alles schwor sich an diesem Tag, um ihr Herz so unsagbar schwer zu machen. Jetzt trug sie der Zug Tag und Nacht davon, und sie überließ sich scheu und willenlos dem sie immer wieder schreckhaft überwältigenden Neuen. Der Wagen war vollgepreßt mit Menschen. Gutgekleidete mit blanken, blassen Gesichtern und weißen Händen. Sie versanken hinter großen Zeitungen und bebilderten Hefen. Oder sie stritten über Dinge, von denen sie nur wenig oder nichts begriff. Sieche und Blinde kletterten herein, am Leibe noch die Reste ihrer früheren Soldatenuniform; manche saßen stumm und gleichgültig da, wachsgelb, wie von Totenstarre befallen. Schwärme von Arbeitern überfielen

den Zug, abgehetzt, erdfahl und mit Spuren des Hungers in den abgehärmten Gesichtern. Sie verharrten in sich versunken oder sie fluchten und schrien, bis der Zug sie wieder hinausspie und die grauen, eng aneinandergestauten Häusermassen der Stadt sie abermals verschlangen. In diese Welt trug sie der Zug; hier sollten sie künftig ihr Leben verbringen. Frau Kumiak starrte ihren Mann verschüchtert an.

Kumiak fühlte ihren Blick und zog seine Halbe heraus, die er gefüllt auf die Reise mitgenommen hatte. Er trank einen mäßigen Schluck, wischte mit dem Handrücken den Mund und wich ihren Augen aus. Leicht war es ihm nicht, der alten Erde den Rücken zu kehren. Und hätte sein Schwager nicht geschrieben, daß es im Rheinland Arbeit gebe, dann hätte er es sich weiß Gott schwer überlegt. So leichtfertig war Peter Kumiak nun doch nicht – ins Blinde hinauszufahren. Um ihn nicht zu Unrecht zu verdammen, muß man die Gründe oder wenigstens den Hauptgrund, der ihn zum Auswandern bewog, ein wenig näher betrachten. Gewiß, seinen Vater, den alten Christoph Kumiak, hätte vielleicht nicht gleich der Schlag gerührt, aber zumindest das Entsetzen sprachlos gemacht, wenn sich einer der jüngeren Kumiaks zu dem unerhörten Entschluß erdreistet hätte, die Arbeit im Dorf aufzugeben und auszuwandern. Ihm, Christoph Kumiak, der den Herren von Schachanowski vierzig Jahre ununterbrochen gedient hatte und durch seine Ergebenheit vom ungewöhnlichen Tagelöhner bis zum Gutskämmerer aufgestiegen war, ihm hätte einer zumuten können, undankbar zu werden? Er hätte seine vom Schnupftabak zu einem Zapfen erstarrte Nase so streng gezogen, wie er es sonst nur tat, wenn der Regen länger als notwendig ausblieb oder ein schwerer Hagelsturz seines Herrn Ernte gefährdete; wofür er sich durch seine Stellung als Gutskämmerer gleichsam mitverantwortlich fühlte.

Nein, er wäre wohl noch weiter gegangen in seinem Zorn gegen den Ungeratenen; er hätte trotz seiner gichtigen

Klauen zu seinem Knotenstock gegriffen, und mochte jener auch seine sechsunddreißig Jahre gezählt, einen größeren Schnurrbart als er getragen, ja selbst schon einen Trupp Kinder gehabt haben, er hätte ihm nach Strich und Faden das faule Fell geerbt, so wahr er Christoph Kumiak hieß. Denn es war nicht nur Undank gegen die alte Erde, es war ein ebenso unerhörter Verstoß gegen die bisherige Sitte aller Kumiaks, die vom Urgroßvater bis zum Christoph Kumiak darin bestand, daß sie sich nicht von einem Bauern zum anderen herumtrieben, sondern sich mit der Brotstelle bei einem der Herren von Schachanowski zufrieden gaben. Es wäre aber ungerecht, Peter Kumiak des Leichtsinns zu bezichtigen. Im Gegenteil: Peter Kumiak geriet fast in allem seinem Vater nach. Er hatte nicht nur die kurzen, stämmigen Beine, er hatte auch dessen breites, in herzlicher Einfalt dreinblickendes Gesicht, die niedrige Stirn, die bewegliche Nase, die blauen, gehorsamen Augen und zuletzt auch noch die großen, arbeitsamen Hände von ihm geerbt. Und seine Achtung vor den Herren von Schachanowski war nicht geringer gewesen als die Achtung vor dem gewissenhaften Christoph Kumiak, dessen Knotenstock er auch noch dann den starken Rücken ohne ein Mucken hinhielt, als er schon längst von den Soldaten heimgekehrt war. Einer der Rühri- gsten, diente er Herrn von Schachanowski zwar nicht vierzig, aber doch an die zwanzig Jahre; er hatte Herrn von Schachanowski in diesen zwanzig Jahren zahllose Morgen Land beflügt und abgeerntet; und er hatte ihm jedes Jahr die Scheuern zum Platzen voll gefüllt und hatte nicht ge- jammert, wenn er sich zuweilen auch nur mit einer Hand- voll abgekochter Kartoffeln begnügen mußte. Denn der größte Teil des ihm zugewiesenen Brotgetreides, die Milch, die seine einzige Kuh hergab, und auch die paar Schweine, die er sich jährlich unter manchen Sorgen aufzog, wurden verkauft, um Geld für andere, zum Leben nicht minder wichtige Dinge flüssigzumachen. Nur in einer Eigenschaft wich Peter Kumiak von seinem Vater ab. Er übernahm als

Erbe seiner Mutter deren heimliche Hoffnungen und Wünsche, durch seiner Hände Arbeit sich einmal einen bescheidenen Wohlstand zu erarbeiten. Nicht daß ihn irgendein fremder Einfluß auf eine schiefe Bahn gebracht, aufgewiegelt oder verhetzt hätte. Nein, Peter Kumiaks Seele war noch völlig unberührt von all den Wehen und Krämpfen ringsum, die an den alten Sitten rüttelten. Er beteiligte sich weder an den Zusammenkünften der anderen Tagelöhner, die gegen ihre Bauern murrten, noch ließ er sich mit jenen ein, die kürzere Arbeitszeit oder gar Enteignung ihrer Herrschaften verlangten. Das erschien ihm ebenso unsinnig wie der Gedanke, daß man durch Nichtstun die Bauern zwingen könnte, tiefer in ihre Säckel zu greifen. Peter Kumiak hatte einfach die Lust verloren, wie sein Vater vierzig Jahre bei Herrn von Schachanowski im Dienst zu verharren. Was ihn zum Auswandern bewog, war stärker als aller guter Wille und stärker als aller gutgemeinter Gehorsam der früheren Kumiaks. Als Christoph Kumiak ihm nach seinem Ableben nicht einen ganzen Morgen eigener Erde zurücklassen konnte, als Peter Kumiak sich auch noch wegen der Bezahlung des Sarges und der Beerdigung mit seinen Geschwistern raufen mußte, da stand sein Entschluß felsenfest: er würde sich, wenn es einmal soweit war, seinen Sarg nicht von seinen Kindern ausborgen. Das war der entscheidende Grund, weshalb Peter Kumiak sich zum Auswandern entschloß.

Er sog an seinem Kautabak und spie den braunen Saft energisch zwischen seine Füße. Dabei eilten seine Gedanken dem Zuge weit voraus. Er sah sich schon, die Mütze in der Hand, in dem Büro irgendeiner Zeche um Arbeit fragen. Dabei rang er mit der Beklommenheit, die das Unge- wisse auslöst, denn Kumiak hatte vorläufig nicht die geringste Ahnung, wie es in so einem Kohlenschacht aussah. Er wußte nur, daß die Kohle in der Erde liegt. Fünfhundert, ja sogar bis an die tausend Meter tief, wie ihm Leibniz geschrieben hatte. Warum mußte die Kohle gerade in

der Erde liegen, statt oben, wo man auch alle anderen nötigen und nützlichen Dinge, wie das Korn, die Kartoffeln und das Holz vorfindet? Dies Geheimnis, warum die Kohle so tief begraben liegt, verursachte ihm mancherlei Kopfzerbrechen, und er versuchte bisweilen, die Erde mit neugierigen Blicken zu durchbohren, um sich über die sonderbare Lage der Kohle klarzuwerden. Schacht III ging achthundert Meter tief hinein, schrieb ihm sein Schwager, der schon seine dreißig Jahre an der Kohle war. Achthundert Meter, in der Länge konnte er sie mit den Augen ermessen, aber nach unten? Da stieß er schon nach ein paar Metern mit den Blicken gegen die Erde. Trotzdem erfüllte es ihn mit Stolz, daß er den Mut aufgebracht hatte, die mühselige Arbeit bei Herrn von Schachanowski aufzugeben und auszuwandern, um Kohlengräber zu werden. Ein Stolz wie damals, als ihn die Aushebungskommission zur Artillerie musterte und seine starken Knochen bestaunt wurden. Diese Knochen war er jetzt bereit anzubieten, um die Kohle aus der Erde zu holen, wenn man ihm nur so viel dafür zahlte, daß sich seine Familie später nicht um solche Dinge wie um seinen Sarg oder das Begräbnis zu verfeinden brauchte oder gar ihn selbst verdammen mußte. Nach dieser Betrachtung zog er wieder seine Halbe hervor und trank einen Schluck. Er nickte seiner Frau zu, hielt ihr die Flasche hin. Sie lehnte wegen der Leute im Wagen ab. Ihr Sinn stand beileibe nicht nach solch einem Trost. Dafür nahm aber Kumiak noch einen zweiten Schluck, in der Freude, seinen Kopf durchgesetzt zu haben. »Nein«, gab er jetzt seinen munteren Gedanken laut Ausdruck, »die Kumiaks kommen nicht bittend zurück, sie haben ein paar starke und fleißige Hände!« – Der Trunk schaffte ihm Erleichterung, wenn die Leute im Wagen durch ihre Neugier und ihre Einwände ihm die Hoffnungen herabzumindern suchten. Er verteidigte sich als ein Mann, der nicht gewillt war, später seinen Kindern zur Last zu fallen.

»Wir fahren ja nicht hin, um uns auf die faule Haut zu legen«, sprach er, »wir fahren 'rüber, um zu arbeiten.« Dabei wich er beharrlich den ängstlichen Augen seiner Frau aus, denn sie brachten ihn immer ein wenig aus dem Lot. »Wir sind noch jung und überall gibt es Brot, das auf beiden Seiten gebacken wird.« Er heischte mit erhobener Nase Zustimmung. Und wenn man ihm nicht zustimmte, dann verlor sein Gesicht die Sicherheit und seine Hand tastete nach der Tasche, wo die Halbe steckte. Nicht daß er ein Säufer gewesen wäre, beileibe nicht. Er trank nur bei außergewöhnlichen Anlässen, bei Kindtaufen und Hochzeiten, wenn er früher mit dem Inspektor um das Deputat verhandelte und man das Mundwerk auf der richtigen Stelle haben mußte. Das letztemal hatte er die Halbe voll mitgenommen, um sich den nötigen Mut anzutrinken, als ihn Herr von Schachanowski eigens zu sich berief, um ihm die Abreise auszureden. Wie gut tat auch jetzt so ein Schluck, als ihm die lächelnden Fremden dazwischenredeten, ihre Köpfe schüttelten, als hätten sie es nur darauf abgesehen, ihm Angst einzujagen.

Das gelobte Land

Die Buben, die auf den Kisten zusammengekauert gelegen hatten, waren erwacht und sahen die Mutter mit verlangenden Augen an. Martha entnahm einer Kiste ein paar Handvoll Kartoffeln, die sie abgekocht auf die Reise mitgenommen hatten. Sie schälte sie, verteilte sie an die Hungermäuler und reichte auch der Mutter einige davon. Kumiak aß am wenigsten. Er sah schon wieder durch die Erde hindurch nach der Kohle und verlor sich in seine Betrachtungen. Die Unruhe machte ihn warm. Er entledigte sich des Rockes und riß den Kragen mit dem Schlips, lästige Dinge, die er wegen der Reise umgeknöpft hatte, mit einem Seufzer der Erleichterung herunter. Dann saß er mit

aufgekrempeelten Hemdsärmeln, unter denen die muskulösen, dichtbehaarten Arme hervorstaken, wie einer, der im Begriff steht, sich auf einen unbekanntem Widersacher zu stürzen.

Seine Frau wechselte das Kind an die andere Brust und gab sich gedankvoll dem Anblick der Landschaft hin, die draußen vorbeiflog. Wie ein Goldstrom wogte das reife Getreide, wie bunte, breit hingeworfene Matten die Wiesen und das Heidefeld dahin. Alles wirbelte wie mächtige, farbenschillernde Scheiben herum und davon. Sie vergaß ihre gegenwärtige Lage und genoß das fliehende Land mit der ganzen Inbrunst ihres neu aufflammenden Heimwehs. Erfahren und mit dem Leid der Mutter wohlvertraut, blickte das Mädchen abwechselnd beide Eltern an, die Stirn furchend, wenn sich die Augen der Mutter mit Tränen füllten.

Da erhoben sich die ersten Kamine. Kahl und rauchgeschwärzt stießen sie hoch, warfen schwarze Rauchwolken empor und verdunkelten die Sonne. Und immer mehr Kamine wuchsen aus dem durch größere Häusermassen eingeengten Gelände, das sein frisches, strahlendes Gesicht verlor, welk, blutleer, geringer und immer häßlicher wurde. Frau Kumiak sah weit hinten den letzten hellen Fleck des Landes verschwinden, und ihre Lippen wurden dünner und blasser. Denn bald zeigten sich rote Feuergarben an dem rauchverdunkelten Himmel, während unter dumpfem Schnauben und Klirren Ungeheuer auftauchten, die sich nach und nach zu donnernden und feuerspeienden Stahlwerken formten. Sie überließ das Kind der Tochter und erhob sich. Im ganzen Umkreis stiegen Eisengerüste hoch, in denen sich wuchtige Scheiben drehten, an denen starke, schaukelnde Taue schräg hinauf- und senkrecht herunterliefen. Es waren Schächte. Schacht an Schacht erstand wie aus dem Boden gewachsen, die mächtigen Gebäude durch Brücken verbunden, aus denen der Lärm der Förderung weithin tönte. Und alles umgaben schwarze, haushohe

Haufen, die sich wie gewaltige Maulwurfshügel bis an die Bahnlinie erstreckten.

Kumiak, nicht weniger in Aufregung, deutete hin: »Kohle!« Bald umgaben sie die erstickenden Städte und flammende Hallen, in denen, in Glut getaucht, winzige Gestalten umherrannten. Feuer leckte an langen, lehmverschmierten Ofenbatterien, indes anderwärts aus rotflimmernden HitzeKanälen wahre Glutwogen in darunterstehende Eisenwaggons polterten, wo sie unter Wassermassen krachend erstarrten.

Frau Kumiak entrang sich ein Stoßseufzer: »Schrecklich!« Kumiak versuchte, ihr das Unbehagen auszureden. Schade, seine Halbe war jetzt, da er sie so notwendig brauchte, bis auf den letzten Tropfen leer. »Mensch, tu doch nicht gleich wieder den Kopf verlieren«, sprach er. »Der Philipp und die Marie haben sich auch dran gewöhnen müssen.«

»Schlag mich tot«, antwortete sie, »ich gewöhn mich nie dran!« Sie ließ sich wieder auf die Bank nieder und wiederholte bedrückt: »Nie find ich mich hier zurecht!«

Kumiak verlor sich in den Anblick der Schächte. Er hatte sie endlich vor Augen, schmeckte ihren Geruch und sah ihre schwarze, glänzende Kohle. Bemerkte er, wie die Kohle in die Waggons stürzte oder wie oben auf den Brücken die vollen Wagen zu den Halden rollten, vernahm er die seltsamen Signale in den Türmen, dann wähnte er sich schon mit dabei, und seine Blicke wanderten erregt zu seiner Frau.

Aber die entsetzte sich allein bei dem Gedanken, ihn in einer dieser Feuerhöhlen oder in der Grube zu wissen. Sie sah ihn schon von den Gluten verbrannt, von Eisen zerschmettert, von den geheimnisvollen Löchern, die er Schächte nannte, für immer verschlungen.

»Schrecklich«, hauchte sie wieder. »Nie gewöhn ich mich hier an dieses Leben!«

Kumiak erlebt eine politische Erhebung

Seit einigen Tagen klebten an den Litfaßsäulen mächtige farbige Plakate. Die Fremdmächte hätten die Gutwilligkeit des deutschen Volkes bis aufs äußerste ausgenutzt. Aber alles, auch die Geduld eines geschlagenen Volkes habe ihre Grenzen. Die Regierung richte an alle, die nicht den gänzlichen Ruin des Vaterlandes wünschten, den dringenden Appell, den Parteihader zu begraben und in der Stunde der Not Disziplin zu üben. Man solle nicht in Verwirrung geraten, wenn in nächster Zeit das Ruhrland von den Armeen der Alliierten besetzt werden sollte ...

Neben diesen Regierungsplakaten klebten noch andere Plakate. Der Feind, der für die nächsten Tage den Einmarsch angekündigt habe, müsse auf ein einiges, deutsches Volk stoßen, das nicht mehr gewillt sei, die Schmach des Gewaltfriedens zu tragen. Die Fremdmächte forderten den Widerstand heraus, indem sie von einer Nation, die durch Verrat den Krieg verloren habe, die Preisgabe ihrer letzten Würde verlangten. Der Aufruf schloß mit der Aufforderung, die abends stattfindende Versammlung in der Stadthalle zu besuchen, und war von der Leitung des Jungdeutschen Ordens unterzeichnet.

Kumiak, der alles genau gelesen hatte, fühlte einen Schauer über seine Haut rieseln. Rührung und etwas wie alter Soldatenstolz stiegen in ihm auf. Er sah sich in der Runde um, merkte aber bei den anderen Kumpels keine Begeisterung, dafür um so mehr finstere Stirnen.

»Nu?« fragte er, wieder unsicher.

»Blech!« spuckte Theo Wagner. »Schmierseife.«

»Sie möchten uns wieder vor ihren verunglückten Karren spannen!« erregte sich Hitzen.

»Was geht uns ihre Sauwirtschaft an? Wer die Karre verfahren hat, der soll sie auch wieder aus dem Dreck ziehen!«

»Natürlich, das stimmt!« Kumiak schlug langsam wieder um. Es war also doch nichts Gutes, was da stand. Der alte

Kruschin packte ihn beim Arm. »Du kommst doch heut abend mit? Wir wollen uns das Theater mal ansehen!« sagte er voller Ingrim.

»Wo mitgehn?« erkundigte Kumiak sich ein wenig beklommen.

»Welche Frage, Töpel?« schnob Kruschin. »Wir werden natürlich nicht zu Hause hocken, wenn sie das neue Unglück anschüren!«

»Das selbstredend nicht!« beeilte sich Kumiak zu antworten. Kruschin zog ihn weiter und erklärte ihm, während sie eilig ausschritten: »Wir müssen hin, sonst rühren sie ein Blutvergießen an. Wir wollen doch unsere Haut nicht noch mal für die Herren zu Markte tragen.«

»Auf keinen Fall mehr!« trumpfte Kumiak entrüstet auf. Der Krämer Götze stand vor seiner Ladentür und rief den aufgeregt debattierenden Bergmännern beschwichtigend zu: »Überlegung! Überlegung! Vernunft, Leute. Man darf jetzt nicht wieder nur an sich denken. Heut steht alles auf dem Spiel!«

»Du kannst dich mit deinem heimlichen Kaisertraum schon ganz begraben lassen!« entgegnete ihm der wütende Lewandowski. »Wir kennen ja deine hinterhältigen Wünsche!«

Drüben aus seinem Laden lachte schadenfroh der Konditor Fritzen. Die beiden konnten sich seit einiger Zeit nicht mehr riechen. Während Götze giftig murmelte: »Das Volk nimmt niemals Vernunft an!«, und in seinen Laden verschwand, sagte Fritzen zu Klein, der, wie schon öfters in letzter Zeit, zu ihm hereinkam: »Die hindern alle den Einmarsch nicht mehr. Die Dummköpfe sträuben sich ja gegen ihr Glück. Wir Rheinländer haben dadurch nur zu gewinnen, alles zu gewinnen!«

»Natürlich«, stimmte Klein mit wichtigem Gesicht zu. »Von dem verfahrenen Preußen haben wir nichts zu erwarten als Belastungen.«

Götze, der vorsichtshalber das ihm aufgedrängte Plakat mit dem vaterländischen Aufruf in einer sicheren Lade zu verstecken beschloß, beobachtete die zwei »Halunken«, die drüben mit siegessicheren Mienen ihre Unterhaltung fortsetzten. Er bemerkte giftgeladen zu ein paar eingetretenen Koloniefrauen: »Diese separatistischen Gauner werden sich nicht lange ihres Sieges erfreuen. Von mir aus gehört jeder von ihnen längst an die Wand!« Er wußte, Fritzen hatte im besetzten Gebiet einen Bruder, dessen Geschäft einen flotten Aufschwung genommen hatte, weil er als Versammlungsredner für die Rheinlandbefreiung umherreiste. Der Konditor regte jetzt auch hier alle Beine und Hände dafür. Klein, dem er gut zahlte, holte die eingetroffenen Lockschriften und ließ sie durch halbwüchsige Buben verteilen. Darin war von einer großen Rheinlandhilfe, vor allem für die Ärmsten der Armen, die Rede. »Schaut euch die beiden Gesellen mal an«, empfahl Götze gallig, »die beiden haben schon gut zugenommen, seit die Rheinlandhilfe ihren Speck herschickt. Andere bekommen davon natürlich nichts zu sehen!« Er hätte am liebsten wieder mit seinem gewohnten Thema losgelegt: »Wenn man den alten Staat nicht umgekrepelt und den Kaiser, der ein anständiger Mensch war und zumindest etwas besser zu regieren wußte, nicht so schandbar davongejagt hätte ...« Da er aber merkte, daß auch diese Lumpenweiber nur müde, vermurt und feindlich dreinstarrten, überlegte er, ob er den Gang zu der gefährlichen Versammlung wagen sollte. Ging er hin, hatte er die ganze Koloniehorda gegen sich, und ging er nicht hin, dann verlor er ganz gewiß die gute Kundschaft aus den Beamtenhäusern. Und drüben lauerte der Lump von Fritzen hinter den Scheiben, sicher, um ihm, wenn er sich vor der Versammlung drückte, gelegentlich Feigheit vorwerfen zu können. In diesem Zwiespalt schwankte er noch immer hin und her.

Kumiak war mit düsterer Stirn heimgekommen und schlang hastig seine Suppe.

»Was ist los?« fragte ihn die Frau, sofort wieder in Angst.

»Warum schlingst du denn so eilig?«

Er kaute, ohne zu antworten, während sie ihm aufgeregt zusah. Erst als er seinen Mund abwischte, sagte er mit einiger Vorsicht: »Ich muß gleich in die Häuser reinspringen, die Leute heraustrommeln helfen. Hab aber keine Sorge«, beruhigte er sie gleich, »ich werde meine Nase, wenn's schlimm werden sollte, nicht zu weit vorstrecken. Man muß aber mit, verstehst du, die anderen machen da einen Krawall, und da kann man sich einfach nicht drücken.« Sie konnte sich aus seiner wirren Rede nichts Gescheites zusammensetzen und rief ihm, als er in voller Hast hinausstrebte, besorgt nach: »Werde mir jetzt, wo wir so vieles nötig haben, nicht leichtsinnig!«

»Hab gar keine Angst, ich weiß mich schon im richtigen Moment zu zähmen!« beschwichtigte er nochmals und beeilte sich, denn er hörte den Lewandowski nach ihm rufen.

»Jesus, Jesus, diese schreckliche Zeit!« lamentierte Frau Kumiak. »Der Mensch war früher immer so ruhig und häuslich, und hier macht auch ihn schon der Teufel besessen!«

In einem der größeren Höfe begannen sich schon die Leute zu sammeln. Der lange Kudiatzeck entrollte eine große rote Fahne. Lewandowski, der das Kommando übernommen hatte, jagte noch Jüngere hinter Kumiak in die Buden, um die Drückeberger herauszuholen. »Los, holt die Faulenzer von ihren Strohsäcken. Sagt ihnen, der Teufel holt sie, wenn sich heute einer verstecken will. Die Weiber sollen sie rausprügeln!«

Kumiak schlug wie ein Gendarm an die Türen und rief in die Stuben: »Raus! Es wird Zeit!«

Hier und da empfing ihn eine der Frauen in voller Wut und mit Geschimpf: »Ihr seid alle wahnsinnig! Wollt ihr euch die Köpfe wieder kaputtschlagen lassen? Laßt meinen ja in Ruhe, er hat für Weib und Kinder zu sorgen!«

Kumiak wollte öfters der Mut sinken, denn gegen die von den Weibern vorgebrachten Warnungen konnte er nichts einwenden, und er sah zu, daß er schnell weiterkam. Die Männer krochen langsam hervor und das genügte ihm. Er schlug etwas vorsichtiger an die nächste Tür und rief hinein: »Lewandowski schickt mich her, euch zu sagen, daß es Zeit ist!« Stieß er gelegentlich auf eine vernünftige Frau, die gleich mitschrie: »Ja, holt mal die faule Gesellschaft hinter dem Ofen vor!«, dann wuchs sein gesunkener Mut wieder höher. Er trieb ungefähr fünfzig Mann zusammen und stellte sich endlich selber in eine Reihe. Etwas weiter hinten. Doch Lewandowski, der dies bemerkte, rief im Kommandoton: »Du kommst hierher, nach vorn, hier gleich neben die Fahne! Du hast deine Pflicht getan!«

Kumiak stellte sich, trotz heimlicher Bedenken, gehorsam neben Kudiatzeck hin. Die Fahne flatterte wie ein mäditiger roter Vogel. Er blickte um sich, es war ein sehr langer Zug, und das beruhigte ihn etwas, denn während der Debatten in den Häusern hatten sie ihm von mancherlei schlechten Erfahrungen erzählt. »Also, los«, sagte er sich entschlossener. »Singen«, rief Hitzen.

Einige fingen an, dann mehr und schließlich dröhnte es aus vielen Reihen: »Wacht auf, Verdammte dieser Erde die stets man noch zum Hungern zwingt!«

Kumiak faßte besser Schritt und machte sich strammer. Er sah sich mehrere Male heimlich um, er konnte die Nachfolgenden kaum überzählen. Ihm war, als trabe ein ganzer Menschenberg vorwärts.

Ein ungewohntes Feuer durchglühte ihn, und um sich selbst etwas mehr bemerkbar zu machen, fiel er laut in die wiederholt geschrienen Rufe ein: »Nieder mit den Blutsaugern!« »Nieder! Nieder!«

Aus den verschiedenen Zechen- und Eisenwerkkolonien stießen immer neue Menschenzüge hinzu. Die Männer trugen weiße oder rote Schilder, auf denen geschrieben stand: »Für Freiheit, Gerechtigkeit und Brot!« – »Nieder

mit den Volksbetrügern!« und »Nieder mit der Reaktion!« Nur einmal durchfuhr ihn der Schrecken, als Kudiatzeck plötzlich neben ihm brüllte: »Nieder mit der Regierung!« Kumiak merkte aber gleich, daß nicht einer zögerte, sondern daß alle noch lauter schrien: »Nieder! Nieder!« und beim zweitenmal rief auch er mit drohender Miene: »Nieder mit der Regierung!«

Schließlich schmetterte weiter vorn auch noch eine Musikkapelle los, und jeder Paukenschlag erfüllte Kumiak mit einem Kraftgefühl, das er noch nie zuvor gespürt hatte. Er fühlte sich so stark, daß er drei, vier Steinwagen auf einmal hätte schieben können.

»Nieder mit der Regierung!« schrie er mutiger und sah einige Bessergekleidete, die auf der Seite standen, wütend an. Im Marschieren fiel ihm ein: wenn der alte Christoph Kumiak ihn so gesehen hätte, der wäre zur Salzsäule erstarrt. Oder Herr von Schachanowski! Der hätte ihm auf der Stelle alle Höllenstrafen geweissagt. »Nieder mit den Blutsaugern!« brüllte Kudiatzeck. »Nieder!« schrie Kumiak und schüttelte die Faust, weil viele andere ihre Fäuste schüttelten. Hunderte von Fahnen und Schildern wogten über einer Flut von Köpfen. Sie zogen durch die Stadt. In vielen Fenstern der besseren Häuser hingen schwarz-weiß-rote Fahnen.

»Wacht auf, Verdammte dieser Erde, die stets man noch zum Hungern zwingt!« stimmte Kudiatzeck von neuem an. Die grüne Polizei tauchte auf. Die kalten, feindlichen Mienen dieser Uniformierten dämpften wieder Kumiaks Mut ein wenig, und Hitzens Schrei: »Nieder mit der reaktionären Polizei!« flößte ihm einen Moment Entsetzen ein – und er duckte sich, als alle anderen »Nieder!« antworteten. Ihm war, als flöge er aus einer brühheißen in eine eiskalte Sturmwohle. Einige Male überlegte er schon, ob er sich nicht doch langsam verdrücken sollte. Wenigstens aus dem gefährlichen Strudel. »Nieder mit der Regierung!« brüllte Kudiatzeck wieder. »Nieder!« Ein großer Bau war aufge-

taucht. Eine Menge Autos und Kutschen standen an den Straßenseiten.

»Auflösen!« schrie mit einemmal eine grüne Uniform dicht neben Kumiak. Kudiatzeck rang fluchend mit mehreren anderen um die Fahne. »Weg ihr Knechte! Der Teufel hol euch!« Weiter vorn wirbelten Strudel von Köpfen.

»Auflösen!« – »Die Straße räumen!«

»Zusammenbleiben! Zusammen- «

»Da kommt unser Ausbeuter, der Herr Direktor Hindemann mit der Kutsche!« schrie einer aus dem Haufen.

»Hindemann! Dem Herrn wird der Weg höflich frei gemacht! Und die hochfeine gnädige Tochter kommt auch an. Ohne sie geht es nicht!«

Die schreiende Masse drängte vorwärts. Sie wogte, von den Grünen mit den Kolben gestoßen, zurück und von hinten gedrängt wieder vor.

Hindemanns Kutsche fuhr durch eine von der Polizei abgesperrte Gasse.

Es grollte aus der Menge. »Da, der Herr hat seine sichere Begleitung.« »Wie die schöne Trine mit dem Offizier liebäugelt!« »Die Dame!« kreischten Weiber, »schaut, sie läßt sich von dem grünen Kerl beim Aussteigen sogar die Hand reichen.«

»Er wird ihr wohl noch die Schleppe nachtragen! Wie gut sie aussieht, die vollgefressene!«

Kumiak durchlebte Schrecken auf Schrecken.

Die Grünen stießen wieder mit den Kolben. Es piff und brauste in seinen Ohren.

»Nicht zurückgehn!«

»Zurück!«

»Stehenbleiben! Wir zahlen die Steuern!«

Da fiel ein Schuß.

Einer der Polizisten stürzte. Eine kurze, würgende Stille trat ein.

»Jemand hat geschossen!« murmelten die Nächsten.

Der Polizeioffizier schrie: »Wer hat geschossen!«

»Jemand hat geschossen.«
»Zurück!« brüllten die Grünen und schlugen mit den Kolben in die Haufen. »Die Straße frei!«
»Stehenbleiben, nicht weichen!«
Eine Salve donnerte. Schreie gellten: »Bluthunde, Henkersknechte!«
»Den Platz geräumt«, schrie der Offizier bleich, »in drei Minuten ist die Straße leer!«
Die Straße war in zwei Minuten geräumt. Alles staute sich in den Hauseingängen, noch entsetzt und zitternd. »Tote! – Es kann nicht ohne Totschlag hergehn!« – »Wieder Opfer. Die Kanaille muß immer wieder Blut vergießen!«
Kumiak, der sich in eine Einfahrt gerettet hatte, durchlebte in den paar Minuten alle Todesängste. Es war wie im Kriege.
Tote lagen auf der Straße. Er wollte hinaus und seinen verlorenen Hut holen, da schrien die Polizisten erregt: »Wegbleiben!« und sie hoben wieder das Gewehr.
Kruschin redete mit bitterem Ingrim: »Das ist unser Recht auf die Straße. Da bluten wir wieder. Der Arbeiter hat von diesen Beschützern der Republik nichts anderes zu erwarten als den Kolben und die Kugel.«
Götze quetschte sich mit in die Einfahrt, es war ihm nicht mehr gelungen, in die Versammlung hineinzuschlüpfen. »Eine Schmach«, ereiferte er sich, noch immer gelb und bleich vor Schrecken.
Während die Polizei in einer Kette die letzten Demonstranten aus der Straße heraustrieb, begann im Saal die Versammlung. Man sang drinnen: »Deutschland, Deutschland, über alles!«
Die Kumpels zogen endlich nach Hause. Sie hatten wieder mehrere der Ihren tot und verwundet zurückgelassen. Trauer und Haß, wilden Haß gegen ihr ewiges Elend trugen sie heim. Kumiak schwor sich, nächstens doch mehr auf die Ratschläge seiner Frau zu achten. Wenn unsereinen

so eine Kugel getroffen hätte, dachte er wieder erschauernd, »was hätte das arme Weib jetzt angefangen?« Irgendwo hatte sich der Zug neu gesammelt. Kumiak vernahm wieder den ihm schon bekannten Gesang: »Wacht auf, Verdammte dieser Erde!« Er fühlte Tränen. »Ja, wirklich wie Verdammte – alles schlägt auf unsereinen!«



Mit einer Schriftstellerdelegation in der UdSSR, 1955. Links Peter Huchel, rechts Hans Marchwitza.

Aus »Die Heimkehr der Kumiaks«

Sie kommen!

Sie saßen jetzt an den Abenden bei dem einen oder anderen wachend zusammen. Diesen Tag hatten sie sich bei Kruschin versammelt. »Wir vergessen die Gefahr«, bemerkte einer von ihnen ängstlich, »wir dürften nicht mehr so zusammenhocken.« »Dann ist man vollends einsam«, erwiderte Kowalski, der grübelnd in einer Ecke saß. »Herrgott, daß man so machtlos ist«, knirschte der erbitterte Häuer. Kulik hatte die Genossen diesmal auf einen noch härteren Schlag vorzubereiten. Kulik zögerte, er prüfte noch einmal jedes Gesicht. »Genossen«, bemerkte er endlich stockend. »Ich hab' euch was Schweres mitzuteilen – erschreckt nicht – «

»Was ist«, fragten andere voller Unruhe und starrten Kulik an.

»Genossen, Ernst Thälmann ist verhaftet worden.«

»Ernst Thälmann ...« Zum ersten Mal wollte auch Lewandowskis Mut gänzlich versagen. »Ernst Thälmann verhaftet, dann ist es mit allem aus.«

Kumiak starrte die Genossen entsetzt an, er murmelte nur immer wieder. »Thälmann verhaftet – Thälmann –!« Kulik ermannte sich. Er sagte in fast strengem Ton: »Genossen, laßt euch durch diese Nachricht nicht ganz erdrücken. Wir mußten auf alles vorbereitet sein. Wir sind Kommunisten und wissen, daß uns dieser Feind den Tod geschworen hat, den Tod der Partei, aber gerade in diesen Tagen soll sich erweisen, daß wir wirkliche Kommunisten und eines Genossen Thälmann würdig sind. Die einzige Antwort ist: Kämpfen, fest, hart, unbeugsam kämpfen, die Fahne der Partei auch in dieser schwersten Zeit hochhalten. Das erwartet der Verhaftete von uns!«

Die Seufzer der Genossen verstummten. Lewandowski erhob wieder die Augen. Sie waren noch feucht, aber sie

brannten im neu erwachenden Willen, als er antwortete:
»Ja, ein harter Schlag ist es, aber wir müssen jetzt darum kämpfen, daß die Partei am Leben bleibt –«

Kumiak wischte heimlich mit dem Handrücken über seine Augen, und auch er pflichtete jetzt dem alten Genossen bei:

»Ja, die Partei muß am Leben bleiben. Wir wären ganz verlassen, wenn wir jetzt die Partei nicht hätten.«

Sie gingen schweigend auseinander. Ihr schwerster Tag. Vor Lewandowskis Haus reichte Kumiak dem Alten die Hand. »Also, jetzt müssen wir erst recht fest zusammenhalten, nicht wahr. Auf mich könnt ihr euch verlassen, hier ist meine Hand ...«

Der Alte nickte wortlos.

Schwer, schwer war es. Der schwerste Tag für alle. Eine neue Wahl wurde durchgeführt. Die Genossen bewachten und begleiteten sich gegenseitig; denn vor der Schule stand Hein Götze mit einer Schar SA. Eine Gruppe Stahlhelmlaute stand dabei. Einige lächelten verlegen. Es bestand noch keine Freundschaft zwischen ihnen und der hochmütigen SA. Die Leute gingen mit verschlossenen und ängstlichen Mienen zu dieser Wahl. Kumiak hatte noch einmal alle Genossen, auch die schwankenden, zusammengeholt und sie mit den auf dem Abziehapparat hergestellten Flugblättern in die Wohnungen geschickt. Er selber trabte vom frühen Morgen an treppauf, treppab, redete allen zu und ermutigte die eingeschüchterten Leute. »Geht nur, sie tun euch nichts. Wir sind ja auch noch da. Scheut euch nicht, es wird auch wieder anders.« »Ja, das sagst du!«

»Das sag' ich. Es ändert sich noch alles. Geht nur und macht das richtige Kreuzchen.«

Eine unheimliche, bedrückende Erwartung beherrschte alle den ganzen Tag über. Die Menschen sprachen nur wenig; Erde und Himmel schienen ängstlich zu lauschen, was nach diesem stummen Tage käme ...

Die Partei hatte noch einmal fast fünf Millionen Stimmen bekommen.

Die Wut der SA brach schon am nächsten Morgen los. In der Stadt waren alle Häuser mit Hakenkreuz- und schwarzweißroten Fahnen beflaggt. Auch die bislang noch zögernden Ladenbesitzer und Bürgersleute hingen jetzt Fahnen heraus. Unter Heilschreien und dem Absingen des Horst-Wessel-Liedes jagten die bewaffneten SA-Abteilungen auf großen Wagen in die Werkkolonien. Jupp Kudiatzeck hatte dem Drängen seiner Frau nachgegeben und hielt sich außerhalb seiner Wohnung auf. Er saß bei dem alten Barruch, der erfahren genug war, um zu sehen, daß es diesmal für manchen um Leben und Tod ging. »Bleib nur hier sitzen«, sagte er zu dem Häuer. »Wenn ich auch sonst nicht für all eure Geschichten gewesen bin, so soll das nicht heißen, daß ich dich heute 'rausjage. Die rasen ja in der Stadt wie losgelassene Teufel. Daß sich für diese Schande kein Richter findet«, zürnte der alte Mann. Jupp Kudiatzeck saß voller Unruhe in der kleinen, mit vielen Heiligenbildchen behängten Kammer. Die alten Leute schlichen scheu umher und stöhnten zuweilen. »Was das für eine schreckliche Zeit geworden ist . . . Auf Menschen wie auf Vieh loszugehen!« Die Kinder wachten draußen. Wenn ein Wagenrollen zu hören war, schrien sie, in die Häuser stürzend: »Sie kommen!« Die Frauen der ausbleibenden Männer seufzten und ließen ihre Arbeit liegen. Kumiak saß mit Lewandowski bei Willm Maier. Maier hoffte noch immer, daß die Reichswehr eingreifen würde. Er schwor auf die Gegensätze zwischen der Reichswehr und der neuen Macht. Lewandowski schwieg. Seit fast vierzig Jahren hatte er bei allen Kämpfen der Arbeiterklasse fest und mutig dagestanden, nun kam ihr letzter Kampf. Auch diese Feinde sollten ihn gerüstet finden, wie allezeit. »Du träumst«, antwortete er, als Willm Maier noch weiter auf die Hilfe der Reichswehr seine Hoffnungen setzte. »Ob sie mit dem Knüppel oder in Handschuhen kommen – unsere Verderber sind sie alle!«

Die Straße erzitterte plötzlich. Einige schwere Wagen rasten heran. Draußen schrien die Kinder: »Sie kommen ...!« »Da sind sie!« rang sich Lewandowski heiser ab.

Kumiak nickte und erblaßte: »Ja, da sind sie!« Er überlegte rasch, ob er daheim auch alles versteckt hätte, und dachte einen Augenblick voller Schrecken an seine Familie; er sah aber Lewandowskis grimmiges Gesicht und hörte ihn murmeln: »Nun kommt die Minute, wo wir stark sein müssen ...« und er sagte sich auch: »Jetzt muß man stark sein.«

Die SA durchsuchte die Häuser. Die grauhaarige Maiersche kam zitternd herauf und sagte zu den beiden: »Bei euch sind sie! Den Kudiatzeck haben sie gerade aus Barruchs Wohnung geholt ...« Kumiak schrie fast laut auf: »Den Jupp!« Er blickte Lewandowski entsetzt an, und Tränen stiegen ihm in die Augen.

»Nur ruhig«, beschwichtigte ihn der Alte, »der Jupp ist ein starker Mensch.«

»Sie haben ihn geschlagen!« jammerte Frau Maier noch voller Schrecken. »Das Blut lief ihm so über das Gesicht.« Kumiak schluckte. »Der gute Jupp ...«

Der heimliche Finger, der nach der Barruchschen Wohnung gezeigt hatte, zeigte auch nach Kowalskis und Paluchs Wohnung, auch die beiden Kumpels waren herausgeholt worden. Pauli Biermann ließ noch weiter suchen. Kratz und Krause standen auch schon auf dem Wagen, und die SA näherte sich Maiers Haus. »Sie kommen hierher«, sagte Willm Maier und drängte die beiden aus der Tür und die Treppe hinauf. »Geht auf den Boden, rasch!« Pauli holte sie vom Boden herunter. »Aha, da haben wir auch diese beiden Vögel – den Kumiak und den Alten!« Sie wurden heruntergetrieben.

Kumiak seufzte. »Siehste, Peter, das ist dein Leben ...!« Lewandowski wandte sich nach Pauli Biermann um und sagte ihm: »Nun, mich alten Mann habt ihr, aber damit habt ihr nichts gewonnen. Die Welt ändert ihr doch nicht!«

Der jüngste Kunz fluchte: »Halt deine Fresse« und schlug Lewandowski mit dem Knüppel über den Mund. Der alte Mann spuckte Blut aus, er blickte den rasenden Kerl bitter an: »Schlag mich nur, aber ich sage dir, du schlägst dich damit selber!«

Sie stießen ihn und Kumiak die Treppe hinunter und zu dem Wagen, wo schon Jupp Kudiatzeck, Kowalski und Paluch standen. Alle waren geschlagen worden, sie bluteten und sahen blaß aus. An den Fenstern jammerten die Frauen, und aus einigen Häusern gellten Schreie.

»Los, fahren wir!« kommandierte Pauli. Er drohte zu den Fenstern hinauf: »Wir sind hier noch keineswegs fertig!« und die Wagen rollten davon.

In Kumiaks Stube lag Martha stöhnend auf einem Bett. Sie wand sich in ihren Wehen. Die Kostrewa und die alte Wagner waren hereingekommen und jammerten. »Wo ist Franz?« stöhnte Martha.

»Sorg dich nicht«, beruhigte sie Frau Kumiak, »er war nicht in der Kolonie, ein Glück. Auch der Josef ist mit ihm weggegangen. Aber der Vater ...!« und sie wischte mit dem Schürzenende über ihre Augen. »Was mag jetzt mit den armen Menschen geschehen?« »Ein verfluchtes Unglück jagt das andere«, grollte die alte Wagnersche. »Ich könnte meinen Kerl verfluchen, weil auch er kein Gewissen mehr hat. Der Teufel soll ihn mit seinem ganzen Stahlhelm holen, und er holt ihn auch noch! Still, Kind, still«, wandte sie sich an die aufschreiende Martha. Und jammerte von neuem: »Wofür gebärt man nur die Kinder? Damit sie von den Mördern geholt werden ... eine verfluchte Welt!«

»Ein verdammtes Elend, das man als Mutter zu tragen hat«, klagte auch die ergrauende Witwe. »Meine müssen sich jetzt auch vor den Hunden verstecken. Ich sterbe, wenn ihnen was zustößt.« Sie bemühten sich um die stöhnende Martha. »Holt doch die Frau!« schrie die Wagnersche. »Das Kind kommt doch!« Sie lief selbst los, um die Hebamme zu holen. Fluchend und die Verderber verdammend, eilte sie

aus dem Haus. »Der eigene Kerl hat kein Gewissen mehr und rennt mit den Mordbuben. Ich erwürge ihn mit meinen Händen, ehe er eine solche Sünde auf sich lädt ... Jesus, Jesus!« Martha wurde in der Nacht von einem Jungen entbunden. Kulik war noch nicht zurückgekommen. Auch Josef ließ sich nicht sehen, und die Frauen warteten voller Angst auf eine neue, böse Nachricht; denn die SA schleppte Hunderte von Verhafteten aus den Kolonien weg, und Kulik und der Junge konnten darunter geraten sein.

Aus »Die Kumiaks und ihre Kinder«

»Also, es geht wieder in das Ungewisse«, sagte er zu sich, als er die Kolonie hinter sich gelassen hatte und an den wenigen Feldern entlang schritt. Heute schien ihn jeder Vorübergehende länger und aufmerksamer zu mustern; er rupfte etwas Gras und warf es in den Korb. Erst einmal aus den Augen der Leute. Es kann noch jemand der Teufel reiten! Hinter der Hüttenkolonie ließ er den kleinen Korb in einem Gebüsch zurück und nahm nur den Sack mit sich.

Er schlug um die Stadt einen Bogen und ging auf Feldwegen, die sich neben der Landstraße nach Mühlheim dahinzogen. Nach und nach wurde ihm vollends bewußt, daß es für ihn keine Rückkehr in seine alte Kolonie mehr gab und daß es jetzt alle Klugheit und die letzten Kräfte aufzuwenden galt, einen weniger überwachten Zug zu erreichen und sich dann einfach seinem Schicksal zu überlassen.

Eine Sirene heulte plötzlich über der qualmenden Eisenhütte los. Mehrere andere von den Schächten erhoben ihr heiseres Gebrüll. Die Leute auf den Feldern sahen ängstlich zu dem grauen Himmel hinauf.

Kumiak beschleunigte seine Schritte. Von irgendwo aus dem Grau klang das surrende Geräusch der Flugzeuge und brauste hoch oben über ihm hinweg in der Richtung der verlassenen Stadt. Einige Minuten später – Kumiak hatte sich auf dem Grabenrand hingehockt – erdröhnten die ersten Einschläge und in einer Kette auch die anderen. Kumiak, der seine Augen hinwandte, sah über der Stadt eine riesige Staubwolke und einen Steinhagel aufsteigen. Er dachte nicht daran, daß ihm die Verwirrung, die jetzt in der Stadt herrschte, seine Flucht erleichterte; er dachte an seine Kolonie, an die Kumpels, die der Tod herumhetzte und vielleicht mit den Häusern zusammenstampfte.

Kumiak erhob sich, nachdem die Sirenen das Ende des Alarms kündeten, und schritt auf zitternden Beinen weiter.

Ich muß an irgendeinen Bahnhof 'rankommen, dachte er, und mich nach einer Fahrtmöglichkeit umsehen. Sein Vor-satz war nunmehr fest, seine Frau aufzusuchen. Er sah die vielen Schwierigkeiten, die mit dieser weiten Reise verbun-den waren, aber er hielt sich jetzt, weil er keinen anderen Ausweg sah, an dieses Ziel. Da er diese Landstraße früher oftmals gegangen war, brauchte er nicht nach dem Weg zu fragen. Von Essen aus würde es ihm wohl leichter fallen, einen Zug wenigstens nach Dortmund oder ein Stück wei-ter zu bekommen. Er hielt noch immer den leeren Sack unterm Arm; sein Äußeres fiel nicht mehr auf als das der anderen Alltagsmenschen. In der sich allmählich herabsen-kenden Dämmerung fühlte er sich jetzt etwas besser ge-schützt, und die Hoffnung, daß er sich doch noch würde retten können, machte, daß sein Ausschreiten langsam an Hast verlor.

Er nahm in der nächsten Stadt die Straßenbahn, die, mit Menschen vollgestopft, nach Essen fuhr. Er hatte unterwegs in einem Lädchen einen Zwanzigmarkschein gewechselt und das Geld wieder gut versteckt, weil davon sein Weiter-kommen abhing.

Der Essener Bahnhof wimmelte von hinein- und heraus-eilenden Menschen. Soldaten, Frauen mit Körben und Bündeln und Arbeiter mit den blauen Doppeltöpfen und alten Ledertaschen, in denen ihr Handwerkszeug steckte. Kumiak fühlte sich in dem Menschengedrange geborgen; er war einer aus dieser Menge und ließ sich in ihrer Flut trei-ben, nachdem er an einem Schalter die Fahrkarte nach Dortmund gelöst hatte. Er sagte zu der vielbeschäftigten Frau am Schalter, ohne zu überlegen: »Dortmund!« Er überlegte erst, als er in der Woge von Menschen mitzog; Er hätte die Fahrkarte ebensogut bis Hannover lösen können; es hätte niemand drauf geachtet. Er nahm sich vor, es nächstens zu tun.

In dem vollgepferchten Wagen glaubte er, in den verschie-denen Gesichtern, in den Pfeifen und Selbstgedrehten

qualmenden, grübelnden Männern sich oftmals selber wiederzuerkennen. Aus aller Augen sprachen gleiche Gedrücktheit, Harm und stumme Auflehnung gegen das Unfaßbare, Endlose ihres Wartens, ihrer Geduld. In den belanglosen, oft nur geflüsterten, knappen Unterhaltungen glommen verborgener Haß und Verzweiflung, die Angst, selbst noch daranzukommen, seine Knochen um nichts opfern zu müssen. »Egal, ob hier oder woanders im Dreck verreckt!« sagte jemand, und es folgte sinnloses Auflachen. Eine Gruppe jüngerer, anscheinend betrunkenen Leute, tobte in einem Nebenabteil. Grausame Späße und Witzeleien, Selbstbespeieung und Erniedrigung tiefst erniedrigter Menschheit. Mitunter ein geseufztes »Gott-helfe-uns!« eines Älteren, Laute wie leises Schluchzen.

Eine schwarze dröhnende Halle.

Bochum.

Ich hätte ruhig bis Hannover lösen sollen, fiel es Kumiak wieder ein. Man betrachtete ihn mit dem graustoppligen Gesicht und dem kragenlosen Hemd als einen der ihrigen und ließ ihn unangefochten seine Gedanken spinnen. Und Kumiak spann in dieser Menge von Kumiak- und Kudiatzeck- und Lewandowskigesichtern, in denen ihn nur das Wirre, Willenlose störte, seine Gedanken: Gelingt es? Oder mißlingt es noch unterwegs? Vielleicht werden sie aufmerksam, wenn ich in Dortmund die Karte für weiter löse. Oder jemand erkennt mich noch in der Bahn, dann heißt es: Komm ' raus! Und dann folgt wieder ... Er sah sich in einer marschierenden Kolonne von KZ-Häftlingen, hörte die scharfen Schreie der SS: »Gleichschritt oder ich tret dir vor die Knochen!« Das Gekläff der rasenden Hunde! Und auf dem Appellplatz stundenlanges Stillstehen, die verkrampten Beine, der schmerzende Rücken, der wirre, taumelnde Schädel! Aushalten, aushalten, Peter! Seufze nicht, schrei nicht, beiß dir lieber die Zunge ab! Da bricht einer zusammen, da sinkt der zweite, der dritte hin, Knie beugt! Knieeee beugt! Auf! Nieder! Auf! Beugt! Auf! Beugt ...

fünffzigmal, hundertmal ... Auf! Knie beugt! Auf! Beugt ...
Schweiß, Schweiß, Todmüdigkeit ... Schreie, Blut ... Knie
beugt ... beugt ... beugt ... beugt!

Er erwachte aus seinen rasenden Träumen. Der Zug fuhr
donnernd in eine zweite dunkle, von Schreien erfüllte Hal-
le. »Dortmund! Aussteigen!«

Kumiak stieß, mit dem Strom schwimmend, gegen eine
schwarze Uniform mit glänzenden Stiefeln. »Wohl blind!
Armloch!«

Sein Feind!

Schaut er sich um?

Nicht umdrehn, Peter!

Da, Schalter. Hingehn, oder was?

Er hielt einen der Arbeiter an. »Wann geht der nächste Zug
nach Hannover?« »Hättest doch mit diesem mitfahren
können, Dummkopf.«

Dummkopf! Aber nicht neugierig, nicht feindselig. Ein-
fach: Dummkopf!

Der Arbeiter wies auf eine Tafel: »Mußt eine Stunde war-
ten, bis zum nächsten.«

Auch andere fragten einander nach abfahrenden Zügen. Es
fiel nicht auf, daß auch er fragte. Dummkopf! Er lächelte.

Der nächste Zug fuhr eine Stunde später, Kumiak las es auf
der Tafel. Er überlegte, den leeren Sack noch unterm Arm.

»Na, paar Erdäppel hamstern?« fragte ein älterer Mann, als
Kumiak sich in eine Ecke der Wartehalle hinhockte. »Nun,
ja ... ach!«

Der andere suchte keine weitere Unterhaltung, er nickte
und beschäftigte sich mit seinem schmutzigen Hund, den
er neben sich gezogen hatte: »Komm, armes Tier, sonst
zertreten dich die verrückten Menschen!«

Menschen, Hin und Her, Polizei und gelegentlich wieder
schwarze Uniformen und die knarrenden Glanzstiefel.
Scharfe, tastende Blicke.

Haben sie mich ...?

Die Schwarzen knarrten weiter.

Kumiak bröckelte ein Stück von dem Brotvorrat ab, den er in der Rocktasche trug. Er kaute daran wie die anderen Wartenden an ihren Broten. Wie wird's weiter gehn? Komm ich hier 'raus? Komm ich unbehelligt in meinen Zug?

Er kam unbehelligt in seinen Zug. Eine gleiche Menge trug ihn schützend hin. Auch die Schalterfrau hatte gar nicht aufgeblickt; das waren die schwierigsten Minuten, weil da ein paar Schwarzuniformierte standen.

Der Reisende ließ sich in dem vollen Abteil zufrieden in eine Ecke drücken. Er horchte auf die Unterhaltung dieser neuen Umgebung. Eine knurrende Stimme: »Es gibt noch zuviel Drückeberger. Man soll sie alle an die Front schicken! Wir werden der Feindpropaganda und den Zersetzungsversuchen mit aller Schärfe entgegentreten!« Schweigen.

Wieder die gleiche Stimme: »Die sich da einbilden, daß sie sich ihrer Pflicht entziehen können, sind schief gewickelt. Wenn wir mit den Russen fertig sind, werden sie vorgeholt, das ist sicher, wie zwei und zwei vier ist. Und wer da glaubt, daß wir nur auf ein Zoll breit von dem Eroberten verzichten, der ist nicht minder schief gewickelt! Auch solche werden sich mal vorgeknöppt.«

Hüsteln und Fußescharren.

»Mein Mann ist draußen«, sagte eine Frau leise.

»Weil er ein Mann von Verantwortung ist!« meldete sich der vorige lobend.

»Auch meine zwei Jungens sind an der Front«, sagte eine unmutige Männerstimme.

»Das sind eben Männer. Das ist Gemeinschaftssinn! Wenn wir die Russen kleingekriegt haben, dann haben wir es diesen selbstlosen Männern zu danken!«

Ratatt-ratatt-ratatt ... rollte der Zug durch die Dunkelheit. Kumiak fühlte seine Beine kaum noch; er sank in sich zusammen. Seine Augen blickten nur immer den dunklen

Rücken an, der ihn vor Augen anderer schützte. Er hielt noch den leeren Sack unterm Arm.

Nur nicht einschlafen! ermahnte er sich.

Er fuhr durch einen Ruck hoch. Er hatte geschlafen.

»Bielefeld!« rief jemand draußen.

Kumiak sah einen Strudel von Menschen. Der breite, dunkle Rücken vor ihm war verschwunden. Rotgesichtige Frauen und Soldaten drängten ins Abteil.

»Setz dich, Alter!« sagte einer gutmütig und überließ Kumiak seinen Bankplatz, den er schon besetzen wollte.

Kumiak murmelte: »Dankschön!« und setzte sich in die Ecke. Es roch nach Erde und Heu.

Der »Gemeinschaftssinn« hatte anscheinend den Wagen mit den anderen verlassen.

Kumiak fühlte nach seiner Stirn, dort bohrte ein Schmerz. Er blinzelte unter den halbgeschlossenen Lidern umher. Ein Dutzend abgehetzter Menschen, offenbar Bauernfrauen und einige Männer, die von ihrer Fabrikarbeit kamen. Er horchte noch eine Zeitlang hinüber nach den anderen Abteilen und zum Gang. Nein, die drohende Stimme meldete sich nicht mehr. Die Leute führten ruhigere und schläfrige Gespräche, ein Zeichen, daß ein schwerer Tag zu Ende ging. Kumiak lehnte sich in seine Ecke und schloß die Augen.

Ratatt – ratatt – ratatt ...

Als er bei Friedrich anklopfte, antworteten zwei Männerstimmen. Er glaubte auch die fremde Stimme zu erkennen.

Er trat ein und sah Friedrich mit Heinrich Wille dasitzen.

»Na, was machst du denn hier?« fragte Kumiak, und seine Unruhe rührte sich stärker unter Willes Blick.

Heinrich Wille reichte ihm die Hand. »Setz dich«, sagte er und blickte unschlüssig auf Friedrich. Der war still und schien niedergeschlagen. »Was ist denn los? Was habt ihr

denn?« wandte sich Kumiak an Friedrich, der eine Kopf-
bewegung zu Wille machte. »Er soll's dir selber erzählen!«
Kumiak blickte diesen an. »Gerate nicht gleich aus der
Fassung«, sagte Wille. »Ich will dich hier fortholen!«

Kumiak runzelte die Brauen und sah von einem zum ande-
ren. Wille stand von seinem Stuhl auf. »Es ist Tatsache,
Peter, ich komme her, um den Kumpel Peter Kumiak für
unsere Grube zu holen. Wir haben da unsre Mühe und
schlagen uns mit lauter unerfahrenen Menschen herum.
Wir brauchen eure Hilfe ...«

Als Kumiak darauf nur schwieg und einmal Wille, das
andere Mal Friedrich anstarrte, fuhr Wille fort: »Wir haben
uns in der Parteileitung über dich unterhalten, und wir
sagen: Du hast Grubenerfahrung und bist Genosse, darum
werden wir hier die Lücke reißen müssen ...« Er wandte
sich an Friedrich: »Wir wissen, daß du nicht gern auf einen
Peter Kumiak verzichtest, aber wenn wir sie uns nicht wie-
der Mann für Mann zusammenholen, dann geht es auch
mit unseren Werken nicht vorwärts. Wir brauchen Kohle!«
Friedrich blickte, noch immer nicht beschwichtigt, Kumiak
an. »Du hörst es, Peter. Was soll ich sagen?«

Kumiak war jetzt ebenfalls aufgestanden. Das kam ihm zu
unerwartet, und er hatte sich noch nicht ganz sammeln
können. »Wieder in die Grube ...« Er ging einige Male mit
gesenktem Blick auf und ab. »Also, noch mal in die Gru-
be ...« Er versuchte sich vorzustellen, wie Peter und Behrke
die Nachricht aufnehmen würden. Und seine Frau, die sich
schon an dieses Leben gewöhnt hatte.

Wille und Friedrich beobachteten sein Gesicht, denn bei
Kumiak allein lag die Entscheidung. Kumiak blieb endlich
stehen und zog seine Stummelpfeife hervor.

»Hast du etwas Tabak?« fragte er Friedrich. Seine Hand
zitterte, und auch an seinem Gesicht merkte man ihm den
schweren inneren Kampf an.

Der Parteivorsitzende schob ihm seinen Beutel mit Selbst-
gebautem hin. »Nun, wie denkst du darüber?« fragte er und

forschte in Kumiaks Miene. »Wie denkst du?« fragte auch Wille.

Kumiak stopfte die Pfeife und steckte sie unangeraucht in die Tasche. Er sagte: »Nun, gut! Wenn es die Partei verlangt, dann ist es selbstverständlich, daß ich helfen werde!« »Ich wußt es!« sagte Heinrich Wille und drückte ihm die Hand. »Ich hab nichts anderes erwartet!«

Friedrich ermannte sich. Er sagte: »Ich laß dich wirklich nur ungern gehn, aber ich seh ein, daß du da nötiger bist.« Er tröstete sich: »Und schließlich haben wir hier noch deinen Sohn, der wird nicht so hin- und hergerissen, er ist schon der ganze Bauer.«

Sie unterhielten sich noch eine Weile über den Umzug. »Ich werde es sofort veranlassen, daß man sich um einen vorläufigen Unterschlupf für euch kümmert«, versprach Wille. »Nächste Woche holen wir dich mit deiner Frau und deinen Siebensachen ab.« Er reichte Kumiak die Hand. »Also, Peter, dann sag ich: Glück auf!« Er blickte Friedrich an. »Unsre heutige Front ist groß, und die Kohle ist ein schwer umkämpfter Vorposten. Sei nicht böse ...!«

Friedrich wandte nichts mehr ein. Er antwortete nur: »Ich weiß! Sonst hätt ich's dir schwieriger gemacht!«

Heinrich Wille mußte noch eilig zur Stadt.

Kumiak saß eine Weile da. Er dachte nur immer das gleiche: Also wieder in die Grube! Er war schon mit allen seinen Gedanken in der alten Schächtewelt, und merkwürdigerweise fand er es ganz in der Ordnung, daß ihn seine Kumpels riefen.

Er stand endlich auf. »Dann will ich mich also vorbereiten! Du verstehst doch?« sagte er zu Friedrich.

»Ich seh es, du bist schon ganz in deiner Kumpelhaut«, zwang Friedrich sich zu einem Auflachen.

Kumiak schritt, von dieser neuen Wendung noch ganz benommen, nach Hause. Seine Frau hatte mit dem Essen gewartet, und sie empfing ihn mit ängstlich forschendem Blick: »Du bleibst lange weg! Was war denn los?«

Er zog erst seinen Rock aus und ging mehrere Male still auf und ab. Dann sagte er: »Der Heinrich Wille war hier – wir ziehen wieder in unseren Kohlenpott!«

Frau Kumiak stellte den Topf mit dem Essen hin und starrte ihn an. »Was erzählst du da?«

Er nickte. »Ja, bereite dich vor, Mutter, ich gehe wieder in die Grube. Es ist notwendig, wir müssen helfen!« Frau Kumiak rührte sich endlich aus ihrer Erstarrung. »In die Grube gehst du? Ist es dir denn recht?« fragte sie ihn. »Ob es mir recht ist ...« Er sann nach. »Ich habe mich ja nie davon ganz gelöst. Da sind wir doch immer zu Hause!«

Während sie von der Suppe nahmen, dies und jenes beratend, wobei sich Frau Kumiak an den Gedanken dieser plötzlichen Veränderung langsam zu gewöhnen suchte, traten Peter mit seiner Frau und Lore mit dem plappernden Jungen ein. »Nu, was hast du Neues mitgebracht?« fragte der Sohn und forschte in den ernsten Mienen der Eltern. Frau Kumiak antwortete, mit einem Blick auf ihren Mann: »Der Vater will in die Grube!«

Lore sah erschrocken zur Seite. »Mein Gott, jetzt bin ich allein!«

Der Kleine hängte sich, während die anderen schweigend dastanden, Kumiak an die Knie. »Willst du weg, Opa? Dann geh ich mit!«

Anna ließ sich mit ihrer zärtlich und ängstlich behüteten Last auf den Stuhl in der Ecke nieder, den Kumiak selbst gezimmert hatte. Sie warf nur mit einem kleinen Angsblick ein: »Der Peter bleibt doch hier, wenn der Vater geht?« »Peter bleibt hier«, sagte Kumiak. »Einer muß hierbleiben, um Malke und Friedrich zu helfen.« Er wandte sich an den Sohn, der noch ernst grübelte. »Nun wirst du mich hier vertreten müssen. Du weißt, was du für eine Pflicht übernimmst! Richte dich also ein, sonst kann ich nicht in Ruhe fahren!«

Peter nickte schweigend.

Sie nahmen gemeinsam das karge Essen ein. Der Kleine schwatzte: »Unser Josef, mein Papa, fährt auch mit. Er arbeitet auch in der Grube, nicht wahr, Mutti?« Also, du fährst wieder an!« sagte der Sohn endlich laut. »Du wirst hier sehr fehlen. Wir sind ja erst am Anfang ...« Überall dieser Anfang, dachte Kumiak, überall helfen, helfen! Genosse Kumiak, helfen!

Sie saßen bis in den späten Abend zusammen und bereiteten sich stumm und in fragenden und ratenden Reden auf den Abschied vor. Ein wenig Wehmut klang in allen Gesprächen durch, aber sie gingen ja einander nicht mehr verloren; sie hatten eine Heimat gefunden, eine verwüstete, zertretene zwar, die sie mühsam wieder zum Leben erwecken mußten, aber die Kumiaks hatten arbeitgewohnte Hände, und die Treiber und Schinder waren fort.

»Brot und Kohle, das ist vorerst das Notwendigste!« sagte Kumiak aus seinen Gedanken heraus, »... Kohle und Brot!« Er glaubte, draußen die Schachtsignale zu hören. Die Kumpels riefen ihren Genossen Kumiak ... [...]

»Also, ihr geht?« fragte die eine der Frauen, es war Stellmachers Mutter, eine alte Tagelöhnerin.

»Ja, wir ziehen«, erwiderte Kumiak. »Aber nicht mehr gejagt. Der alte Bergmann geht in seine Grube zurück!«

»In die Grube ... Ja, wir haben unser Leben lang nie herumträumen können. Es war Arbeit, Not und Arbeit.«

Aus »In Frankreich«

Ade Paris

Es war an einem Dezembermorgen des Jahres 1938. Wir hockten, unser vielleicht fünfundzwanzig Mann, aus allen Nationen zusammengewürfelt, mit unseren Kisten, Bündeln und Koffern auf der Pariser Préfecture. Jeder von uns versuchte, sich die lange Zeit des Wartens auf seine Art zu vertreiben. Man aß ein Wurst- oder Käsebrot, man trank Bier, man trank Wein, da alles Gewünschte uns noch einmal großmütig herbeigeht wurde.

»Unsere Henkersmahlzeit«, bemerkte zu mir ein junger, hagerer Mensch mit einer schweren Stirnnahe, der mir gegenüber auf einer Bank Platz genommen hatte und mich, wenn ich zu ihm hinsah, immer etwas sonderbar angrinste. Ich verspürte kein Bedürfnis, mich auf dergleichen Unterhaltungen einzulassen, weil ich mit mir allein genug abzumachen hatte. Ich beobachtete eine Zeitlang die vielen Umarmungen mit den armen Weibern und Liebsten, die sich von ihren in die Verbannung geschickten Männern nicht trennen konnten. Gegen meinen Willen forschte ich wieder bei meinem Gegenüber. Der grinste und bemerkte mit einer bössartigen Belustigung: »Das fehlt hier noch, Tränen!«

Um von dem deprimierenden Anblick loszukommen, drehte ich mich nach einem der Tische hin, wo mehrere Leute Bellotte spielten. Da aber brüllten sie einander wegen eines falschgespielten Trumpfs an, warfen wutschnaubend und fluchend die Karten hin, um sie jedoch nach einer Weile, noch in Zorn, wieder aufzunehmen. Andere saßen in Trübsinn versunken auf ihren Kisten, oder sie debattierten über die Vorteile drunten in der Provinz, wohin wir transportiert werden sollten und wo vielleicht die Vorurteile gegen uns Emigranten noch nicht so hoch gingen wie in dem uns feindselig gewordenen Paris.

Wieder war es ein Abschied. Ich dachte an die vielen Abschiede, die ich in den fünf Jahren der Emigration bereits hinter mir hatte. Nach jedem war etwas zerbrochen, ein jeder hinterließ eine Enttäuschung. Man lebte ja noch beharrlich in Illusionen, versuchte sich gewaltsam heimisch zu machen; man fand sich zu einer neuen Liebesgemeinschaft, man hoffte, man betrog sich kindisch, närrisch, und um so furchtbarer war danach die neue Einsamkeit.

Nach zwei voraufgegangenen Ausweisungen aus Frankreich war ich, dieses Mal aus Spanien, mit größeren Hoffnungen nach Paris gekommen. Wir kehrten zu Hunderten zurück; die Regierung hatte unsere Einreise gebilligt. Aber nach vier Tagen hielten die meisten wieder den ›roten Schein‹ in der Hand, ihre Ausweisung. Auch ich, es war meine dritte. Wir hatten nur eine kurze Frist bis zu dem schwarzen Tag, an dem unser Abschub an die belgische oder schweizerische Grenze vonstatten gehen sollte. Ich rannte alle Beratungs- und Rettungskomitees ab und, als uns schließlich noch ein kurzer Aufschub gewährt worden war, jede Woche zur Sûreté, um mir da für die nächste Woche die Nummer zu erkämpfen. Wir bekamen nämlich kein Papier mehr, sondern nur noch eine Nummer. In dieser Zeit wurden ein neues und langes Verzeichnis: Wann und wo geboren, wie gelebt, welche Schule, welche Sprachkenntnisse, welche politische Einstellung, wie und warum gerade nach Frankreich gekommen, welche Tätigkeit in Spanien ausgeübt – und mehrere Dutzend Fingerabdrücke und Photographien von vorn und im Profil aufgenommen und abgenommen. Wir rieten und deuteten vergeblich, weshalb diese umständlichen und merkwürdigen Zubereitungen, bis uns endlich erklärt wurde, daß die Ausweisungsorder in den mildereren Beschluß, uns auf die Provinz zu verteilen, umgewandelt worden sei.

Ich bestand mit mir einen neuen Zweifelskampf, wie ich mich in den nun wieder fremden Verhältnissen zurechtfinden würde. Meine Scheu vor derartigen aufge-

zwungenen Veränderungen war gewachsen. Mir kam es so vor, als nähre man mit diesem Hin und Her, gegen das man ohnmächtig war, bewußt die Unsicherheit und das Fremdgefühl in einem. Der in den letzten Tagen so peinlich vorbereitete ›Steckbrief‹, das Anmerken des kleinsten Kennzeichens mußten diesen Eindruck bestärken. Unter diesem Zwang betrachtete ich jetzt jedes Gesicht um so kritischer, indessen auch ich manches Mal dasselbe scheue, mißtrauische Abtasten durch einen anderen zu spüren glaubte. [...]

Man fuhr uns abseits von dem strömenden, lichtvollen Leben an den düsteren Gassenschluchten vorbei, in denen ich lange Zeit nach meiner ersten Ausweisung illegal gehaust hatte. Unser damaliges gejagtes Leben erschien mir jetzt weniger beschwerlich als diese Fahrt ins Unbekannte. In diesen kleinen, illegalen Hotels hatten sich einsam gewordene Menschen zu eigenartigen, um einander sich sorgenden Familien zusammengefunden. In dem Pariser Strom liefen sie aneinander fremd vorbei, weil sie sich draußen nicht kennen, nicht begrüßen durften; bis sie wieder in ihr Hotelchen hineinhuschten und hier erst die Fremdheit ablegen, ihre Mienen und Blicke verändern und einander als Freunde, als Mann und Frau anreden konnten: »Wie war es?«

Mancher war abends nicht mehr zurückgekommen. Nach einigen Wochen erhielten die übrigen dann eine knappe Nachricht aus anderem Land: »An die Grenze gestellt, hier wieder illegal.« Und aus diesen illegalen Quartieren waren sie nach Spanien gegangen, viele waren bei Teruel, bei Madrid, bei Cordoba geblieben. Und die anderen, die wiederkamen, mit zerschossener Lunge, mit lahmen Beinen, ohne Bein, ohne Arm, Paris, sie durften nicht bleiben. Paris, warum liebten wir dich noch? Hatte es uns deine Vergangenheit, das Bruchstück von Mauer am Père Lachaise mit den Todessalven und den aufgerissenen Augen ange-

tan, daß wir dich trotz alledem liebten und nun trauerten?
Ade Paris ...
Stiefmütterlich gewordenes Paris.
Auch der Junge an meiner Seite war in Schweigen verfallen.
Ich streifte mit einem Blick sein Gesicht. Es zeigte keinen
Hohn mehr, es war in Haß und Bitterkeit erstarrt.

Dupont

Ich hatte aus Scheu vor den aufdringlichen Blicken der Leute einige Tage daheim gesessen; mehr auf Madame Tailauds Drängen hin als aus eigenem Antriebe entschloß ich mich endlich wieder zu einem kurzen Gang durch die Stadt. Die alte Frau hatte mit ihren erfahrenen Augen längst entdeckt, was mich zwang, die Außenwelt zu meiden. Sie schalt mich aus: »Mauern Sie sich doch nicht so ein, es gibt noch genug vernünftige Menschen, die Ihnen keine Vorwürfe machen. Gehn Sie nur hinaus. Es ist so schön draußen! Sehn Sie, alles blüht!«

Alles blüht – –

Ich machte mich ausgehertigt, trank unten die mir rasch zubereitete Tasse Kaffee und überlegte noch ein Weile, ob ich wirklich losziehen oder lieber nicht doch wieder nach oben steigen sollte. Der alte Cordonnier schnaubte mich ermunternd an: »Alors, Monsieur Ons, courage, diable!« Er schob mich hinaus. »Wenn Ihnen jemand was will, dann komm ich mit dem Hammer!«

Ich wählte ein paar einsame Gassen in der Absicht, aller Neugier aus dem Wege zu gehen. Das lebhafte Treiben in der Stadt und die vielen Bauernkarren mit den schläfrigen und kauenden Pferdchen vor den Schenken deuteten auf den soeben abgeschlossenen Markt.

Wieder glaubte ich die unangenehmen Blicke der Leute zu verspüren, und nach einigem ziellosen Laufen entschied ich

mich dazu, in eine Kneipe in der Rue de Bourbon einzutreten.

Ich stieß drinnen auf eine Schar angetrunkener und streitender Bauern; unter ihnen stand auch Chervelaud. Der Schmied hatte wohl heute die noch zu beschlagenden Gäule seinen Gesellen überlassen. Unermüdlich im Ausleeren der vielen Weinchopines wie in seinem Geschäftseifer an solch bewegten Markttagen, half er durch Zutrunken oder versöhnende Einwürfe, den Sturm der Debatten zu fördern oder zu dämpfen.

Mit einemmal trat auch Dupont herein, rußig und schwitzig von der Arbeitseile. Er war halb betrunken und streifte mich im Vorbeigehen mit einem erkennenden düsteren, halb drohenden Blick. Er schritt bis an die Theke und forderte dort laut seine chopine, aus der er sofort in einem Zuge ein Glas voll hinuntergoß.

Ein rotbärtiger, breiter Bauer schrie gerade auf Chervelaud ein: »Was geht Frankreich der Raufhandel der ändern an? Es soll sich aus dem Streit heraushalten! Wen es nach Krieg verlangt, der soll sich getrost schlagen; aber wir Franzosen sollten uns nicht hineinziehen lassen!«

»Ruhe, ruhig, Prevost!« rief der Schmied dazwischen. »So leichtfertig ist unser Frankreich nicht, da kannst du beruhigt sein! Es wird sich schon zur richtigen Zeit aus dem Streit herauszuhalten wissen!« Ein zweiter Bauer, der, mit der Peitsche in der Hand, aufgeregt hin- und hergewandert war, blieb mit hochrotem Gesicht und gespreizten Beinen stehen und schrie: »Was? Hat sich Frankreich nicht schon zu sehr an die anderen verpflichtet? Es wird jetzt, ob es will oder nicht, mit hineingerissen!«

»Natürlich«, rief der Schmied wieder mit einem schnellen, besänftigenden Blick auf die Bauern, »Frankreich wird auch notgedrungen seinen Verpflichtungen nachkommen müssen, das ist wahr! Aber es kann sich noch alles zum Guten wenden, Chambridon!«

»Zum Guten?« schrieten jetzt mehrere. »Es sieht wahrhaftig nicht danach aus. Die Mobilmachungen! Die Steuern, die sie uns wieder aufladen! Das sieht nicht nach einem guten Ende aus!«

»Tröstet euch mit mir!« rief der Schmied mit einem versöhnlichen Auflachen. »Auch ich muß nicht weniger als ihr berappen. Doch einmal muß auch damit Schluß sein, Leute! Nicht, Dupont?«

Ich hatte mir in meine Ecke ein Glas Wein bringen lassen und beeilte mich mit dem Trinken, um aus der streitenden Gesellschaft rasch wieder herauszukommen. Da schrie Dupont vom Schenktisch, wo er stehend sich schon mehrere Gläser Wein aus seiner Halben eingeschüttet und sie geleert hatte, in die Debatte hinein »Faules Gerede! Wer will denn Krieg? Frankreich soll sich erst die vielen zugelaufenen Fremden vom Halse schaffen! Ist's nicht so? Die tragen die Schuld, wenn's zum Kriege kommt. Die Regierung sollte erst mal das zugelaufene Pack hinausschmeißen. Die fühlen sich schon wie die Herren hier und nicht wie geduldete Gäste! Merd' alors!« Dabei richtete er seine wuterfüllten Augen auf mich, während die anderen plötzlich schwiegen und sich ebenfalls nach mir umwandten. Dupont ließ mich nicht aus den Augen. »Ja!« schrie er, »die vielen Fremden sind unser ganzes Unglück, nichts weiter! Ist's nicht so?« Er machte ein paar schwankende Schritte auf mich zu und murmelte Verwünschungen.

»Halt dein Maul, Dupont!« rief endlich der Schmied und hielt ihn zurück.

»Warum Maul halten?« schrie der Trunkene wutschnaubend. »Ist's nicht so? Man räumt hier den Ausländern zu viele Rechte ein! Die sollen ruhig wieder dahin ziehen, wo sie hergekommen sind, merde! ...«

»Du hast zuviel getrunken, Dupont!« mahnte Chervelaud wieder und lachte mir versöhnlich zu.

»Ja, die vielen fremden Hergelaufenen sind schuld ...!« schnob Dupont noch einmal. Er maß mich wohl eine halbe

Minute lang mit giftigen Blicken und wandte sich wieder seinem Glase zu. Nach einem Restschluck drehte er sich noch einmal um und schwankte mit rotem Gesicht heran. Er reichte mir seine Hand und schüttelte die meine mit einer Gebärde, in der ein noch nicht ganz verrauchter Haß und impulsive Freundlichkeit zugleich enthalten waren. »Es war nicht auf Sie gemünzt ...« Doch redete er sich wieder in Wut: »Aber Frankreich hat die Schlinge um den Hals, comprends! Durch wessen Schuld? Durch eigene Schuld! Welches Land steht den Fremden so offen wie Frankreich? Jetzt sitzt es in der Schlinge, merde ...«, und schrie mich an: »Wir brauchen keine Ausländer, merde ...!« Er ballte zähneknirschend die Faust und hob sie, als wolle er sie mir auf den Schädel schmettern.

Chervelaud drückte sie ihm herunter, warf aber selbst wütend dazwischen: »Eben, weil Frankreich Frankreich ist! Seine Loyalität ist sein Tod. Doch Frankreich wird noch mit allen seinen Feinden fertig. Jetzt gehst du, Dupont!« Er schleppte den Gesellen mit, der noch von der Schwelle drohte: »Ja, Frankreich wird noch mit euch allen fertig!«

Als sie draußen waren, kam die Wirtin hinter der Theke hervor und brummte: »Ich mag keine Zwietracht in meiner Schenke. Was draußen getrieben wird, kümmert mich nicht. Draußen mögen sie sich die Köpfe einschlagen. Hier will ich meine Ruhe haben. Fassen Sie's nicht böse auf.«

»Nein, nein«, erwiderte ich höflich.

»Es ist so«, fuhr sie fort, »früher kamen die Leute friedlich her, und jetzt ist alles so aufgeregt. Diese Aufregung kenn ich nicht.«

So redete sie mich hinaus.

Aus »In Amerika«

Ich karrte schon seit acht Tagen den Beton. Meine Hände waren bereits härter geworden und blieben diesmal gegen neue Blutblasen immun. Auch mein Rücken hatte jetzt etwas mehr Übung, und es ging auch damit einigermaßen. Ich war wie vor dreißig Jahren wieder der Bauarbeiter, der das Geschrei des Poliers und der Maurergesellen mit einem Achselzucken hinnahm.

Eines Abends, nach meiner Rückkehr von der Arbeit, fand ich auf meinem Lager mehrere Pakete vor. Hilde stand mit den beiden Kindern davor.

»Na, was ist hier los?« fragte ich und starrte ahnungsvoll die Packen an.

»Schneid die Schnüre auf!« befahl Thomas dem Mädels.

Es waren meine Gedichte! Ich setzte mich erst eine Weile hin. »Und das Geld?« wagte ich endlich zu fragen. »Ist auch schon prompt bezahlt!« versicherte der junge Drucker.

»Woher denn?«

Die Kinder blickten die Mutter an.

Hilde sagte: »Sorg dich nicht darum! Man hat uns geholfen!« Sie strich mir gutmütig über die Hand.

Ich nahm eines der Hefte und las:

»Wetterleuchten A collection of antifascist poems
Published by the Author New York 1942.«

Es waren ihrer fünfzehnhundert Hefte. Wer wollte die nun absetzen? Ich hätte es nie im Leben fertiggebracht, auch nur ein Dutzend davon loszuwerden. Aber unser Drucker sorgte auch dafür. An den nächsten Abenden war er mit der Aufstellung einer seitenlangen Adressenliste beschäftigt, und Hanna und Hilde halfen beim Einpacken der Hefte. Bald kamen auch die ersten Geldbeträge an, und die erhielten ein Extrakästchen und eine Extraschublade.

Ich ging nun mit neuem Mut an meine Betonarbeit, die sich leider ihrem Ende zuneigte. Es waren noch drei, vier Tage, bis das letzte Stück des Bürgersteiges ausgeputzt und getrocknet war und die Übergabe der fertigen Arbeit erfolgen konnte. Als dieser Abschlußtag herangerückt war, erkundigte ich mich bei dem Blondem, was jetzt weiter geschehen würde und wo wir unsere nächste Arbeit verrichten würden. Er wich mir mit der Antwort aus, daß ich vorläufig erst mal abwarten solle, er ließe mich durch Joe benachrichtigen. Meine Ahnung betrog mich nicht, man brauchte mich für die andere Arbeit nicht mehr.

Ich traf Joe in einer Versammlung. Er war etwas verlegen. Er wußte schon, daß ich wieder daheim saß. Ruhig tröstete er mich: »Sei nicht ärgerlich, ich besorg dir wieder etwas.« Ich bot ihm ein Heft an. »Was, eins?« sagte er entrüstet. »Ich brauch hundert!«

Er bekam hundert Hefte. Ein paar Tage später brachte er mir das Geld und nahm noch einen Stoß unter den Arm. »Aber daß du sie vielleicht nicht selber bezahlst?« sagte ich, weil ich seine freigebige Hand kannte.

»Aber nein«, sagte er, »ich brauch es keinem aufzudrängen; es gibt hier genug Menschen, die wissen, wo sie hingehören.« Als er schon an der Tür war, besann er sich und sagte: »Vielleicht hol ich dich bald wieder, ich hab da etwas für dich in Aussicht!«

Nach den vielen Aufregungen und Enttäuschungen war ich zu müde, gleich wieder an meine Schriftstellerei zu denken. Da ich nicht immerzu grübeln wollte, bat ich Hilde, mir etwas zu lesen zu beschaffen. Sie brachte mir Maxim Gorkis »Meine Universitäten«. Es war eine deutsche Übersetzung. Ich las Tag und Nacht und fühlte mich auf der weiten Strecke unseres Proletarierlebens, eine endlose, düstere und steinige Strecke, nur selten von einem Lichtschein Hoff-

nung durchschimmert. Wie dankbar nahmen wir die Trostworte der Wissenden hin: Nichts wird bleiben wie es ist, alles ändert sich, nur lernen muß der Mensch, er muß sich seiner eigenen Würde bewußt werden ... dann wird er zu dem Riesen wachsen, der die Welt ändert. Ändern! Ändern!

Sie hat sich schon zu ändern begonnen. Herrliche Oktoberrevolution ... Helden, Helden ... Arbeiter und Bauern ... Helden der Revolution ... Sie treibt die Heere des Henkers zurück, die Mächtigen, die Unerschütterten, Unbezwingbaren ... Die Rote Armee schlägt die Heere des Mörders. Die Herrliche! Nein, Hannes, du hast keinen Grund zu verzagen. Es sind Prüfungen, es ist Amerika, die Macht der Zementtürme. Das Geld! Geld! Aber es wird sich ändern, alles wird sich ändern, nichts wird bleiben wie es ist, auch dieses eiserne, herzlose Amerika wird nicht so bleiben wie es ist, es muß mitgehen und kämpfen. Die großen Bosse fürchten um ihre vollen Tresore, sie bangen nicht um die Hunderttausende auf den Schlachtfeldern in Burma und auf den Kolonialinseln in Afrika und Italien sterbenden Boys; das Ungeheuer, von Morgan und seinesgleichen mit gezüchtet, bedroht ihre eigene unumschränkte Macht. Der Profit fordert Blut, Tote, damit der Dollar weiter rollt, in die tausend Tresore, in die grinsenden Zementtürme. Gewiß sind viele Bills und Jacks und Jefs und Joes mit Herzen voller Haß gegen das faschistische Blutungeheuer ausgezogen. »Schlagen, schlagen!« Schlagen auch die teuflische Macht, die uns hier in Amerika die Kehle zudrückt, uns das letzte Blut aussaugt. Die Ketten zerreißen, schlagen! Schlagen!

Glück euch, Boys. Glück euch, Genossen. Schlagt das Untier. Feuert euch mit der Glut und dem Mut der Roten Armee an und schlagt den Feind. Schlagt, ihr schwarzen Boys, die der Sklavenhändler plötzlich für Wert erachtet, für das amerikanische Vaterland zu sterben, wo man euch bislang wie das arme Vieh getreten, gehetzt, gelyncht und

als »dreckige Nigger«, als Dreckaas angespien hat. Schlägt die Bestie, ihr ewigen Lastenschlepper, schlägt eure Peiniger, eure Henker.

In voller Aufregung kam ich an einem Abend nach Hause. Ich hatte in einem entfernten Stadtteil einen Leseabend und erlebte unter der kleinen Gruppe von Freunden wieder einmal etwas von dem schönen Gefühl, zu Hause zu sein.

Ich schreibe

Ich schreibe wieder. Das dutzendmal korrigierte Frankreichmanuskript und meine ebenfalls schon mehrmals umgeänderte »Jugend« liegen Tag und Nacht auf Schreibtisch, Bett und Fußboden ausgebreitet, und manchmal lächelt mich schüchtern ein angefangenes und wieder vergessenes Gedicht vorwurfsvoll an. »Was machst du? Schreibst du wieder etwas?« fragen mich die Genossen, wenn wir uns in des einen oder anderen Wohnung oder in irgendeiner Gruppenversammlung treffen. »Was schreibst du denn jetzt?«

»Ich weiß nicht. Alles, was mir so einfällt«, antworte ich, weil ich weder der einen noch der anderen angefangenen oder fertiggestellten Arbeit ganz sicher bin. »Hat man einen guten Gedanken gefaßt, dann wird er schon wieder von anderen verdrängt. Und hast du heut dieses Kapitel zuwege gebracht, dann ist das andere, das du des Nachts träumst oder das dir morgen einfällt, wieder das bessere. Und so schreibt man eben alles, damit kein Körnchen verlorengeht.«

»Und deine Lehrlingsgeschichte?« fragen sie lächelnd.

»Ich glaube, nun habe ich ausgelernt, zumindest genug zugelernt, daß ich auch etwas von diesem Amerika mitnehmen kann.«

»Ja, hier lernt man wirklich etwas, wir haben jetzt wohl schon alle unsere Schule hinter uns.«

»Wie geht es euch?«

»Nun, wie soll's gehen? Es geht schon so halbwegs. Und euch, wie geht es euch?« »Nun, man schlägt sich eben so durch.«

Keiner verrät vor dem anderen seine Sorgen, um sie nicht zu entmutigen. Und jeder braucht diesen Mut, braucht die Kraft von zehn, um das gehetzte Leben weiter zu tragen, denn man will nicht als zerbrochener Mensch in der Fremde, auf der fremden Strecke liegenbleiben, man will heim, als ganzer Mensch wieder heimkehren. Alle Nachrichten von drüben bestärken uns in der Hoffnung, das Glück der Heimkehr noch mal erleben zu dürfen. Nach dieser Freude werden wir wieder besinnlich und still. Wie wird die Heimkehr aussehen nach dem Furchtbaren, wie wird uns das Nachkriegsdeutschland empfangen, denn die britischen und amerikanischen Bombengeschwader rasen, alles vernichtend, über den Städten. Vergeltung! Vergeltung! Und nicht nur Vergeltung: Die sowjetischen Armeen schlagen Hitlers Heere weiter zurück, unaufhaltsam zurück, und es besteht schon unumstößlich die Gewißheit, daß es bis zu den Grenzen, bis nach Berlin kein Halten mehr gibt. Wir denken an unsere Heimkehr, die Herzen schlagen laut in einem unsagbaren Glück, in den Augen schimmern Tränen, aber die Sorge kehrt immer wieder zurück. »Schwer wird diese Heimkehr sein. Es wird uns nur die erschreckende Not empfangen, Ruinen, Trümmer, Menschenleid und Menschentrümmer.

»Laß dich nicht entmutigen«, sagt Richard, »schreib du ruhig weiter. Du hast ja jetzt Hilde und die Kinder um dich, bist nicht mehr so allein.« »Ich will's weiter versuchen!« Mit vollem Herzen und einer wehen Freude kehre ich nach Hause zurück und sitz wieder bis tief in die Nacht hinein bei meinem kleinen Lämpchen und schreibe nachts oder morgens geschriebene Kapitel wieder um, in drei Tagen drei-, viermal dasselbe Kapitel.

Ich hatte in einem ärgerlichen Anfall die ersten zehn oder mehr Seiten von »Meine Jugend« zerrissen und in den Papierkorb geworfen; sie hängen jetzt wieder zusammengesucht und zusammengeklebt vor mir an der Wand. Als Mahnung. Hilde hatte sie in stundenlangen Mühen hervorgesucht und Seite um Seite zusammengeflickt und vor meinen Augen an die Wand geheftet. Es war mir eine Qual und verdiente Strafe, ihre Tränen darauf tropfen zu sehen, und ich habe es ihr hoch und heilig versprochen, nie, nie wieder mein Eigenes zu zerstören. Ich schreibe.

Das Jahr 1944

Ich hatte fast ein halbes Jahr hindurch an Hunderten von Blättern herumkorrigiert, geändert und noch mehrere Erzählungen angefangen. Hilde hatte die ganze Zeit verstanden, alles von mir fernzuhalten, was mich aus meiner Arbeit wieder herauszureißen drohte. Mein Frankreichbuch lag im Rohmanuskript fertig geschrieben, und »Meine Jugend« war, nach vielleicht viermaliger Umarbeitung, bis etwa zur Hälfte gediehen. Es war wieder eine Zeit, wo es auf die Blätter »strömte«, und die auf mich einstürmenden Erinnerungen ließen kein langes Atemholen zu.

Es war inzwischen Weihnachten und Neujahr geworden, und ich saß, bis auf die paar Ausgänge zu den Versammlungen und unseren Freunden, noch immer an meinem kleinen Schreibtisch, der bereits von Tintenspritzern strotzte und manchmal laute Seufzer von sich gab. Er war des dauernden Hinhaltens seines Rückens müde geworden für die Berge von Gedanken, die auf den Blättern zu lebenden Wesen wuchsen und mit Äxten, Hauen und geballten Fäusten in die verdammte Zeit hineinschlugen.

»Halte noch eine Weile aus, Alterchen«, redete ich ihm zu, der sich unter den Lasten zur Seite neigte oder noch lauter seine Seufzer vernehmen ließ. »Laß uns erst mit dieser letz-

ten Mühe zu Ende kommen, dann spannen wir beide für eine längere Erholung aus. Wenn wir einmal eine so gute Freundschaft geschlossen haben, dann müssen wir auch weiterhin das gute Gespann bleiben, denn jetzt ein Wechsel an eine ungewohnte Stätte, das hieße soviel, wie seine Seele, diese volle, ungestüme Dichterseele gegen neue Unruhe und Unrast auszuwechseln ... Du weißt ja, wie lange ich hier am Anfang herumtanzen mußte, bis ich endlich sässig geworden bin.«

Hilde kam herein. »Mit wem redest du denn immer? Missis Strand schaut alle Augenblicke erstaunt hierher und denkt vielleicht, wir hätten eine ganze Gesellschaft im Zimmer.«

»Warum ganze Gesellschaft?«

»Nun, einmal bist du 's selber, dann glaubt man einen anderen mit völlig fremder Stimme zu hören. Dann lachst du laut auf, und irgend jemand antwortet darauf mit einem Faustschlag auf den Tisch und mit einem Fluch oder so.«

»Das macht meine Gesellschaft hier auf den beschriebenen Blättern. Wir sind jetzt bei unseren Vorbereitungen für die Reise nach dem Kap der Guten Hoffnung, nach dem Goldland Ruhr. Martin Marrek und Valentin Matzeck gehen mit ...«

»Wieder ein Tintenfleck, gib mal rasch einen Lappen!«

Hilde brachte das Stück einer alten Schürze. »Aber mach nicht wieder so viel Theater bei deinem Schreiben, die Leute sollen nicht denken, wir zanken uns hier jeden Tag oder sonst was!«

»Ich bin jetzt still. Der Seelenverkäufer reibt sich die Hände, er hat uns jetzt schon im Zug.«

Ich weiß nicht, wie das kam, aber ich ertappte mich oft selber dabei, daß ich laut vor mich hinredete, als unterhielte ich mich mit jemand, und ich hatte auch manchmal das Gefühl, als säßen meine Kumiaks, Kudiatzecks und die Freunde aus der Kindheit bei mir, um mich beim Schreiben zu beraten.

Als Abbrucharbeiter

Joe holte mich, wie versprochen, morgens mit seiner Karre ab. Wie immer mußte ich mich zwischen den Zeitungs- und Broschürenpacken ganz klein machen. »Hab in letzter Zeit viel Geld ausgegeben«, erzählte Joe, während er die wracke Fuhre immer wieder mit knapper Mühe aus dem Gewirr der unzähligen rasenden Autos herauskämpfte.

»Bin mehrere Male angefahren worden, und auch hier, die mitgeschleppten Zeitungen und das viele andere Lesezeug, weißt du, das schluckt die paar verdienten Dollar im Nu auf!«

»Mit wem schaff ich heute?« fragte ich mit einer kleinen Hoffnung, meinen Hamburger zu treffen.

Joe sagte: »Es ist der Tellerwäscher, der wieder einmal seinen krätzigen Knochen etwas Ruhe geben muß. Der Hamburger liegt zu Hause, er hätte sich an der verdammten Winde beinahe totgeschlagen.«

Mir ging ein Schaudern durch den Leib, weil ich mir das »Totgeschlagenwerden« an dem alten Leierding vorstellen konnte. Der Tellerwäscher war also wieder mein Leidensgefährte.

Er erschien mir dieses Mal noch dürrer und seine faltige Gesichtshaut noch geschrumpfter, als er mich mit seinem trüben Blick begrüßte. Kaum hatten wir das niedrige Kellergewirr betreten, wehte mich eine erstickende Wärme an, die den vielen Dampfrohren entströmte, die das weite Kellergeschoß kreuz und quer durchzogen.

»Schmeiß das Hemd ab«, empfahl mir Joe, »sonst kannst du es bald auswringen.«

Ich zog Rock und Hemd aus und machte mich mit einer der mitgebrachten Hauen an die bezeichnete Wand. Ein Teil des Deckenverputzes war schon heruntergestürzt, und der Rest drohte bei den ersten Hauenschlägen ganz einzubrechen, so daß mich gleich allerlei düstere Ahnungen befielen.

Joe war natürlich sofort wieder weggerannt, nachdem er uns auch noch die anderen, mit dem hindernden Rohrzeug behangenen Wandteile angekreidet hatte, und wir zwei bemühten uns nun recht und schlecht, in das alte Gemäuer erst einmal ein paar Einbrüche zu schlagen, um dann Schicht um Schicht abtragen zu können. In wenigen Minuten wogte das Kellerloch von Staubwolken, die zusammen mit der brütenden Wärme einem den Atem verschlugen. Nach einer halben Stunde kam mich schon, da es auch aus allen Winkeln und Räumen nach allem möglichen faulen Zeug stank, ein Brechreiz an, so daß ich schnell in die frische Luft hinausrennen mußte, wo der Tellerwäscher fast ebenso oft anzutreffen war.

»Mensch, hier ersticken wir todsicher«, sagte ich und schüttelte den schweißnassen Dreck ab.

Der Tellerwäscher sagte mit seiner heiseren Stimme: »Das Staubfressen hier ist noch erträglicher, als mit den ewig wunden Knochen in dem heißen Seifenwasser rumzutauschen. Oft hab ich schon das Gefühl, sie faulen mir langsam ab.«

Wir rissen mit den stumpfen Hauen an der aufgebrochenen Wand, wobei ich manchmal den Eindruck hatte, daß bei dem nächsten Schlag der ganze Bau über uns zusammenstürze. Mit Müh und Not suchten wir unter dem Gerümpel in den anderen Kellerräumen einige Hölzer hervor, mit denen wir einen Teil der Decke abstützen konnten, und arbeiteten weiter.

»Na, und wann wirst du Millionär?« wandte ich mich einmal, von dem Staub halb erstickt, an den alten Glückssucher.

Er lachte krächzend. »Frag meine Hotelbosse, die haben meine Millionen auf ihre Banken gelegt. Dort sind sie wohlbehütet, damit sie nicht in meine armen Klauen kommen.«

»Was hat dir denn der Joe jetzt zugesagt?« pochte ich einmal bei dem Tellerwäscher wegen des Lohnes an, weil ich Joe danach nicht zu fragen gewagt hatte.

»Was kann er denn geben«, entgegnete er und kratzte an den schorfigen Armen, »wie gewöhnlich: vier Dollar. Der Kerl hat doch nie Geld! Wenn ihm nächstens nur noch die nackte Haut übrigbleibt, gibt er auch noch die für seine Komitees her.«

Ich hatte daraufhin nicht mehr gewagt, auch nur ein Wort wegen meines Lohnes zu äußern, denn man biß Joe bei den dürftigen Aufträgen auch manches vom Preis ab, und wenn er mich wieder geholt hatte, dann war es nur, wie schon oft, um mir zu helfen.

Wir hatten bis zum Mittag mehrere Schichten von der acht oder zehn Meter langen Wand abgerissen, und ich hatte schon so viel von dem wallenden Staub geschluckt, daß ich gar kein Verlangen mehr nach dem Stück Brot hatte. Dafür hatte jeder von uns schon eine Unmenge von dem Coca-Cola-Zeug, das Joe mitgebracht hatte, hintergegossen. Langsam stellten sich Beschwerden ein, die einen ähnlichen Anfall, wie damals bei der Farbvergiftung, befürchten ließen.

Aber es war wieder etwas von dem alten Bergmann in mir erwacht, und ich hämmerte und hackte mit aufeinander gebissenen Zähnen weiter an dem sich nun leichter lösenden Mauerwerk, bis wir es vollkommen abgetragen hatten. Jetzt erst machten wir eine längere Pause und würgten unser Brot hinunter, das in der Wärme ganz trocken geworden war und außerdem auch schon nach dem fauligen Dreck der Keller schmeckte.

Der Tellerwäscher kaute müde und mit halb geschlossenen Augen. Er fuhr zuweilen wie erschrocken zusammen, als hätte ihn eine kalte Kralle berührt, denn er sah sich bei diesem Erwachen erschrocken in der Runde um. Er brummte dabei: »Man lebt noch irgendwo in der alten Zeit, weißt du, wo man sich so allerhand zusammenge-

träumt hat über dieses Amerika. Man glaubte, hier wieder Mensch werden und ein weniger gejagtes Leben führen zu können. Dann bist du hergekommen und fandest nur Raubtiere ... Jaja«, er schüttelte den grauen Kopf, »ja, Teufel fandst du, die immer hinter deinem Rücken standen: Plag dich oder krepier! Raubtiere, ja!«

Bei seinem Reden war mir die Kehle wie zugeschnürt. Ich erinnerte mich meiner letzten Qual bei den Fachmalern. Der eine gutmütige Kollege hatte sich zu entschuldigen versucht. Sie könnten nichts dafür, daß sie einander würgten, weil sie die Angst hetze, Angst vor den Raubtieren, die in ihrem rasenden Konkurrenzkampf sich gegenseitig aufessen und die mit ihren Bankrotten Tausende dieser kleinen, von ihnen abhängigen Handwerker jedesmal mit in den Abgrund reißen. Auch die Raubtiere drüben in Deutschland, mit ihrem Hitler, hatten ihre »Krise« mit einem unermeßlichen Blutbad »behoben«, mit Millionen Schlachtopfern und mit grausigen Gaskammern und Krematorien für immer neue Scharen gehetzter Todesopfer, Juden, Polen, Franzosen, Ungarn, Verschleppte und Kriegsgefangene. Marter, Marter, Haß, Haß und Wahnsinn und Hinrichtungen, serienweise Todesurteile, Hinrichtungen, und die Henkerbestie nannte das Siege, Siege der Hölle über den Kommunismus. Aber jetzt war es vorbei mit diesem Siegen! Siegen! Marschieren, Siegen! Die Heere der Raubtiere rannten zurück, geschlagen, zurück ... zu den rettenden Grenzen, die keine Rettung waren, dahinter der Abgrund drohte, der Abgrund für die Henker und Büttel, für alle, die noch blindlings hofften. Der Bankrott ihrer Macht, der Abgrund.

Jedesmal, wenn ich solchen Reden der an diesem Amerika Zerbrochenen zugehört hatte, stand alles, was drüben an Unmenschlichem geschah, vor mir auf. Mancher teure Genosse, mancher Bruder und Sohn, manche Geschwister und Eltern waren nicht mehr da, waren den schweren Golgathaweg der Unzähligen gegangen: KZ, Marterverhö-

re, Todesurteile, Gaskammer, Krematorium ... Hinrichtungen, Hinrichtungen. Wacht auf, Verdammte dieser Erde ... Die Zeit wird kommen, alles, alles wird sich ändern. Und sie dreht sich doch!

Der Tellerwäscher schien mit dieser Zeit kaum noch zu leben, er träumte sich mit seinen stumpfen Sinnen in die alte, kleine Stube des ruhigen deutschen Städtchens zurück, da er am Samstag die paar Mark Lohn nach Hause brachte und die alte Mutter ihm dankbar über die müden Hände strich und zu ihm sagte: Du bist mein gutes Kind ... Mein guter Sohn bist du. Gott wird dir einmal diesen Fleiß lohnen!

Sie lohnten diesen Fleiß schlecht, die herrschenden, die erbarmungslosen Götter. Ihr Glaube war: Profit! Geld! Arbeite, schufte, Hund, oder krepriere!

»Weißt du, manchmal überlegt man sich, ob man wirklich noch ein Mensch ist oder schon so ein Stück Vieh, auf dem jeder Bandit heruntreten kann«, philosophierte der Tellerwäscher, wenn er eine Weile lang den Haufen Schutt angestarrt hatte. »Es geht einem wie diesem Mauerdeck. Eine Zeitlang stehst du da, hältst den Rücken für jede Last hin, dann reißt das bißchen Halt, Reiß um Reiß, du kriegst Schlag um Schlag auf den Kopf – und dann liegst du da wie das Häuflein Schutt, und aus ist's!«

Wir hatten noch ein zweites Wandstück heruntergerissen, und es war an der Zeit, sich nach Hause aufzumachen. Nach dem vielen Schweiß fror ich, denn oben empfing uns wieder die Märzkälte, und auch in dem Bahntunnel zog es eisig. Ich dachte: Jetzt holst du dir todsicher was an den Leib! Ich erinnerte mich der Mahnung unseres Arztes, ich solle bei meinen Arbeiten aufpassen, daß ich mir keine Lungenentzündung hole, die alte Geschichte mit meiner Lunge sei noch nicht ganz in Ordnung. Sie könne durch eine Unvorsichtigkeit wieder aufbrechen. Der viele Staub war sicherlich nicht gut für meine Lunge, ich hatte auch ein paarmal Blutfäden gespuckt. Zum Teufel! dachte ich, mor-

gen gehst du nicht mehr hin. Du willst doch hier nicht auf dem Friedhof landen. Es war mein fester Vorsatz, nicht mehr hinzugehen.

Als ich es aber morgens zu Joe sagte, der selbstverständlich wieder an die Tür bumste und: »Eil dich, eil dich!« schrie, da glaubte ich, er fresse mich mit seinen Blicken auf. »Du bist wohl nicht bei Trost?« jappte er. »Morgen kommen die Maurer, und wir müssen den Keller frei haben. Und auch den armen Kerl mit den schorfigen Klauen und seinem ewigen Mißmut kann man doch jetzt nicht allein lassen. Komm, zieh dich an«, drängte er, suchte nach meinem Rock und half mir eilig hinein. »Brote habe ich bei mir«, sagte er und schleppte mich, ohne meinen Protest zu beachten, hinaus. »Hör mal«, sagte er im Wagen, »wenn ich jetzt diese Arbeit liegenlassen muß, dann kann ich hinter den anderen Aufträgen gleich ein Kreuz machen. Also mach mir keinen Kummer, Mensch.«

Sommer 1944

Der Sommer war da. Ein heißer New Yorker Sommer, der einen alle Stunden, das heißt, wenn man nicht durch irgendwelche Umstände gezwungen war, daheim zu sitzen und zu warten, hinaus auf die Straße trieb, wo man ohne ein Ziel umherirrte und enttäuscht und von dem Chaos der Menschen und rasenden und tutenden Autos betäubt wieder in sein erlösendes Alleinsein zurückflüchtete. Eine dumpfe Trauer kämpfte gegen jedes Strahlchen auftauchender Freude. Trauer um die unsagbaren Opfer, die der Wahnsinnige, während seine geschlagenen Heere über die Grenzen zurückfluteten, noch immer mit sich in den Abgrund hinabriß. Deutschland! Deutschland! Verirrtes, wahnsinniges Deutschland, was hat dir jetzt dein irrsinniger, knechtseliger Gehorsam eingebracht, deutsches Volk. Deutsche Geistigkeit, die du dich rühmtest, die beste, die

erhabenste der Nationen zu sein, wo waren dein Geist, deine Würde, deine klassische Erziehung, dein Widerstand, als diese neuen Betrüger und Mörder mit dem Hakenkreuz das Volk mit ihren Lügen umgarnten und zum Sklaven ihrer Willkür und zu Schlachtvieh erniedrigten; zu diesem deutschen Volk, dessen Erwähnung nur noch Bitterkeit und Verachtung hervorrief. Eine entsetzliche Strecke dieses verfluchten »Sieges«: Tote und Tote, zertrümmerte und ausgebrannte Städte und Dörfer, von Exekutionssalven hingemähte Gefangene und aus den vernichteten Wohnstätten hinausgetriebene Mütter, Greise und Kinder, hingestreckt von Genickschüssen und Kolbenschlägen, rasende Gestapo und SS, hier das Letzte zertretend und niedersenkend. Ihr selber, ihr, Landser – in den umklammernden Fesseln und Kesseln der Roten Armee und der Partisanenscharen. Die Strafe, das Ende, das Ende der Schergen, der Büttel, des Irrsinns.

In den Straßen von New York sahen die Amerikaner jetzt häufiger »ihre Jungs«, auch manchen der verachteten »Nigger« darunter. Aber sie begrüßte kein herzhafter Händedruck der weißen Herren, kein Blumen- und kein Fahnen-schmuck; nicht diese Negermänner hatten die Siege in Nordafrika und Italien und auf den Inseln errungen, Amerika hatte sie errungen. Das Amerika der finsternen Zementtürme und der geschäftigen Bankbüros und der vollen Geldtresore. Dort herrschte auch die Besorgnis, die Rote Armee könnte ohne dieses Amerika den vollständigen Sieg über das Reich der Galgen und Schafotte davontragen – der immer gehaßte Bolschewismus. Aber man hoffte, indem man die »zweite Front« Gewehr bei Fuß verharren ließ, daß dieser Bolschewismus mit dem krepierenden Gegner verblute. Das war es: In dem schweren Endkampf nicht beistehn, sondern abwarten, bis den kommunistischen Armeen der Atem ausgehe. Nicht der uniformierte GI dachte so, nicht der auch jetzt noch verachtete Niggersoldat dachte so, es waren die Wünsche und Hoffnungen der

Beherrscher der Zementfestungen mit ihren Aktien- und Milliardendepots, die das wahre Gesicht, das Medusengesicht dieses herrschenden Amerika prägten.

Es ging schon in das zwölfte Jahr dieser Not und der Hetzjagd, um das elende Leben zu erhalten. Alle schweren Erinnerungen stürmten auf einen ein. Schreiben mußt du, sagte ich mir, den ganzen Gram, die ganze Not und alle diese Schrecken und stummen Flüche den anderen mitteilen, damit sie, wenn es einmal anders werden sollte, den mühseligen Kampf, diese verfluchte Zeit immer als Warnung vor sich sehen. Und alles, was wir hier als Gefangene dieser verfluchten Zeit, dieses herzlosen Amerikas erlebten, war nur ein winziges gegen das Leid der vielen, die mehr als wir ihres Willens, mehr ihres Lebens drinnen in Deutschland beraubt waren. Bei dem Gedanken an diese mutigen Genossen fühlte ich wieder etwas von meiner alten Kraft zurückkehren. All diese Mühe, dieses Warten darf nicht umsonst gewesen sein, du darfst nicht als alter, verzagter Mensch zurückkommen, denn zurückkommen willst du und wirst du. Das ist deine Hoffnung und bleibt deine Hoffnung! Du mußt zurück. [...]

Was kostet die Wette, du auf den Hund geschundener Jack, was die Wette, schwindsüchtiger Tom, was kostet die Wette, Habenichts Bob, obdachloser Jef, was kostet die Wette, daß euch die amerikanischen Haie allesamt auffressen oder ins Irrenhaus bringen, wenn ihr ihnen nur stumm eure abgearbeiteten Hände hinhaltet und sie nicht als Fäuste und Hämmer in die gierigen, happigen Haimäuler schlägt: »Vieh, grausames! Dreck! Bestie!« Was kostet die Wette, ihr auf den Bürgersteigen Sterbenden, daß euch die Haie auch noch den Holzkasten vorenthalten werden! Die paar Bretter kosten dem Staat dieser Haie Geld, Geld! Was gilt die Wette, sie überlassen euch lieber den Krähen, um

keinen Cent für euren Leichnam hergeben zu müssen, ihr törichten, immer noch hoffenden Glückssucher. Die Haie brauchen Geld, Geldfraß brauchen die Haie. Happ! Happ! Happ! Geld, euren Schweiß, eure Blutstropfen, eure Leiber, eure Knochen, Tränen, Blut, Fraß, Geld, Dollar, Dollar! Was gilt die Wette, du wandelnde Schminke, ihr eilenden Frauenhände? Stück ... nähen! Stück ... nähen! Paß auf! Stück ... nähen! Was kostet die Wette? Schminke, schminke dich, welches, versteinertes Gesicht Amerika ... Teufel! Teufel! Schminke dich, Not! Lächle, Not! Schminke den Jammer weg, Amerika, schminke! Was kostet die Wette ... die Wette! Die Wette!, daß ihr nicht von Stein seid, Menschen! Menschen! Schlagt mit euren Fäusten und mit euren Aufschreien: »Haie, Haie!« in die rasenden, gierigen Fratzen, die euer Tod sind!

Oft ging ich, wie von einem Fieber geschüttelt, nach Hause. Das frohe, kindliche Lachen des Negermädels, wenn es wieder unsere Hanna besuchte, war, als breche ein Sonnenstrahl in das Dunkel dieses stumm getragenen Leides. Und es gab das verächtliche Wort »Nigger!« »Dirty Nigger!« Dreckiger Neger! Die Haie zwangen die Dummheit, die Not der Schwarzen und doch auch ihre eigene zu bespeien. Selbst den abgewrackten Leichnamen in den U-Bahntunnels und auf den Bürgersteigen sagten sie: Ihr steht höher, ihr seid Weiße ...

Also, ihr weißen Sklaven, speit den Nigger an, schlagt ihn, lyncht das dreckige Aas!

Da geht einer, mit einem leeren Ärmel in der Uniform, mit seinen Auszeichnungen; ein »Nigger«. Wie aufrecht, wie stolz ist sein Blick. Ich bin ein Mensch! sagt dieser Blick. Ich kämpfte für Amerika, gegen die faschistischen Haie ... Mein Blut ist für Amerika geflossen, in Afrika, auf den Inseln und in Italien ... Ich hab nur noch eine Hand, die andere ließ ich für Amerika an der Front. Und wenn ich wieder zu meinem Vaterland sage: Gib mir Arbeit für diese eine Hand, da wird es mich fragen:

Wo hast du die andere Hand, dreckiger Nigger? Mit einer Hand kannst du nicht arbeiten – also verrecke, Nigger!

Aber etwas zu der Schreibmaschine. Thomas, der sie im Fenster eines Altwarengeschäftes entdeckt, hatte sie für wenige Dollar erstanden, um mich damit zu überraschen, wie damals mit dem Druck meiner Gedichte. Er betonte, als er sie mir feierlich überreichte: »Aus eigener Tasche! Damit ihr nicht denkt, ich habe ein Loch in euern Geldbeutel gerissen!« Er hatte, um mir die Freude zu machen, seine paar Dollar Erspartes hergegeben, damit meine »production«, wie er alles, was hier Arbeit hieß, zu nennen pflegte, besser vorwärtskam. Also auch meine Schreibarbeit war jetzt eine »production«, was mir zu Anfang ein wenig fremd und unpoetisch klang. Aber als dann das fleißige Maschinchen die vielen gutbeschriebenen Seiten entließ, störte mich das trockene Wort nicht mehr, das mich an jene geschminkten und starren Frauengesichter in der Nähhalle erinnert hatte, wo auch oftmals, seitens der ungeduldigen Aufseher, dieses »production, production!« gefallen war.

Es ist merkwürdig, daß mich, wenn ich längere Zeit in mein Schreiben vertieft bin, immer irgend etwas wie eine Melodie in meinen Gedanken verfolgt. Das hatte ich schon damals in meiner einsamen Bude in der kleinen französischen Stadt und auf manchen meiner Ausgänge und auch hier, als ich noch in der fremden Madison Avenue wohnte, wahrnehmen können. Manchmal dachte ich, es käme von dem vielen Grübeln oder von der Überanstrengung, aber es lag irgendwie im Wesen meiner Gedanken, und ich glaube, wenn ich die Gesetze der Notenkunst beherrscht hätte, dann wären wahrscheinlich anstatt der Wortsätze ganze Melodien auf dem Papier entstanden.

Ich ließ meine strömenden Gedanken und mein fleißiges Maschinchen einfach alle Register absingen und merkte, daß ich dabei weder schwermütig noch trübsinnig wurde, und zählte dann, wenn wir nach einem solchen Tag oder einer solchen Nacht noch mehr Seiten zusammengesungen hatten, dankbar das Gewordene nach. Ich fühlte dann auch selten Müdigkeit; mir war jedesmal nach einer solchen gelungenen Arbeit, als wären meine Kräfte gewachsen; müde konnte ich nur werden, wenn es einmal wieder schwer ging, wenn ich mich mit einer Abneigung oder durch andere Umstände abgelenkt an die Arbeit begab. Da puckte es auch nicht mehr so gut, und es sang kein Gedanke mit. Gewöhnlich stand ich dann auf und lief hinaus, um mir den Wind um den heißen Kopf wehen zu lassen und mir das hastende Leben draußen anzusehen, das nur noch eine einzige, mechanisierte »production« zu sein schien. Wenn ich so ein, zwei Stunden durch die vielen Straßen gerannt war und mir das schrille und kreischende oder schmalzige Gequacke der in den offenen Kneipen und Bars ewig aufgedrehten Spielapparate angehört und eine Anzahl der Kinoplakate mit den maskierten, den »ungeheuerlich geschickten« und wagemutigen Verbrechern und Detektiven angesehen hatte, dann war ich froh, wenn ich mich wieder daheim an meinen Schreibtisch setzen und an etwas anderes denken konnte.

Ich wurde jetzt auch öfters wieder zu dieser oder jener Gruppe unserer Deutschamerikaner oder zu unseren jungen Leuten eingeladen [...].

Die kalten Zementtürme schienen zufrieden zu grinsen, wenn ich einmal wieder an ihnen vorbei mußte. Die verfluchten Zementtürme, ja, denn darinnen klapperte und klingelte und schrillte in Tausenden Kassen und aus Tausenden Telefonen und Rechenmaschinen der Tod, der auch

Berlins und Dresdens und Leipzigs und Hunderter anderer Städte und ungezählter Arbeiterstätten Sterben gefordert. Nicht jeder der heimgekehrten »Boys«, nicht die Negersoldaten, denen man jetzt zu Hunderten in den Straßen begegnete, hatten je diese grausame Freude an der sinnlosen Zerstörung irgendwie geäußert. Sie waren gegen den Feind, gegen den Faschisten ausgezogen und hatten nicht die Städte und die armen Dörfer, sondern diesen rasenden Feind gehaßt, den Mörder und nicht die Steine, nicht die Kellerräume voller Todesschreie. Aber die amerikanischen und britischen Bombengeschwader kamen und vernichteten Stadt um Stadt und Arbeitsstätte um Arbeitsstätte, warfen Schauer und Hagel von Spreng- und Brandbomben in die rauchenden Trümmer und röhrted davon, und andere kamen aufs neue, und nochmals und nochmals stäubte und flammte die Trümmerwüste und schleuderte Menschen- und Mauerfetzen gegen den furchtbaren, heulenden Himmel. Das war die Trauer, meine Trauer.

Es war in diesem Zustand gräßlich, das Gekreisch und Gequake der Musikapparate aus den Lautsprechern der Kinos und Kneipen anzuhören, dem trunkenen und sich drinnen verrenkenden Wahnsinn zusehen zu müssen. Den »Schmelztiegel« hatte ich dieses New York schon einige Male nennen gehört; das sollte heißen: Hier, in dem Brodelkessel, wurden die aus aller Welt und aller Not flüchtenden Hoffenden und von Erlösung Träumenden wie Plunder und rohes Material umgeschmolzen und umgesotten, um das zu werden, was man in New York brauchte: billige, willige Sklaven und Narren, jene geschminkte Armut in den Fabriken und diese von Not gehetzte Armut in der Downtown von New York und die Abgelumptheit, die in diesen verqualmten und stinkenden Kinos mit den täglichen nervenpeitschenden Detektiv-, Cowboy- und Verbrecherdarbietungen das Publikum war und die sich im rasenden Veitstanz verrenkenden Tanz-Boys der kreischenden Bars und Sudelkneipen. Das war der Schmelztiegel.

Wie die Zementtürme grinsten! Es war das Grinsen des Todes, der neuen Ausbeutung, des neuen Blumenmüssens der Sklaven, die wieder erhalten mußten, damit der Strom der Dollars nicht abbrach: »He! Nigger! – He, white Nigger! Schneller die Hände! Schneller, ihr Beine, ihr Rücken. – He! Nigger, schneller, schneller, oder geh und krepriere!« Unten im Hafen wurden sie abgeladen, ohne Beine, ohne Arme, ohne Augen, mit zerrissenen Gedärmen, die Nigger, Nigger, die dirty Nigger. Mit den Auszeichnungen an der abgewetzten Frontuniform. Sie kamen von den freige-kämpften Inseln, von den Schlachtfeldern Chinas, aus Deutschland, wo ihr Blut für Amerika geflossen war. Keine Blumen, keine Fahnen empfangen sie, es waren wertlose Kriegskrüppel, armlose, beinlose, händelose Nigger. Arbeit? Bringt ganze Arme, ganze Beine, bringt Hände, bringt gesunde Rücken her, dann gibt es Arbeit ... Die Aktien sind in Gefahr ... Die Aktien ... Die Aktien, sie sind in Gefahr. Die verfluchten, kalten Zementtürme! Die verfluchten Aktien! Wie die verfluchten Steinklötze grinsten!
»Unser Haar wird weiß!« sagte Hilde. »Es waren wirklich schwere Jahre!«
»Schwere Jahre!«

Daheim in Deutschland ging noch alles drunter und drüber, da hieß es überall zupacken und ordnen helfen. Wes-halb sollten sie an uns wenige denken, die sich, gleichwie, durchschlagen würden, auch durch diesen neuen Berg von Schwierigkeiten. Doch da war eine Hoffnung, und die Hoffnung blieb. Wenn alle Stränge reißen, es sind noch die Genossen da, und die werden helfen.
Hoffnung! Hoffnung!

Mein fünfundfünfzigster Geburtstag war da, und ich erfuhr eine große Freude. Einige unserer bekannten Schriftsteller kamen abends und mit ihnen unser Bert Brecht, den ich noch nicht persönlich gekannt hatte. Er war aus Los Angeles auf einen Sprung nach New York herübergekommen, in seiner anscheinend immer getragenen und abgetragenen Lederjacke und dem ewigen Zigarrenstummel im Mundwinkel. Ich merkte nach den wenigen Worten, die er mit gesenktem Blick seiner Schweigsamkeit abrang, den Menschenkenner, denn selbst seine gesenkten Blicke schienen einen durch und durch zu schauen; auch das sparsame Lächeln verrät diese seine gute Beobachtung jeder Rede und Miene des Gegenübers. Nur, wie mir schon vorher mehrere Male gesagt worden war, bei Dummheiten und Albernheiten konnte sich dieses an dem Stummel mummelnde und nachdenklich scheinende Gesicht im Nu verändern und vor Zorn ganz rot und streng werden: »Was ist das wieder für Unsinn? Redet vernünftig, nicht wie Narren!«

Wir saßen einige Stunden beisammen, und nur seine Miene deutete an, daß er sich keines der gesprochenen Worte entgehen ließ und daß er jedes nach seinem Wert oder Unwert, ob ernst oder leichtfertig, abwägte, hier sein kleines sparsames Lächeln, bei einem anderen, das ihm nicht gefiel, seine unwillige Miene hervorkehrend.

Als wir uns verabschiedeten, bestätigte es sich mir noch einmal: ein Mensch! Und ich fühlte bei seinem stummen Händedruck und in dem offenen Blick: ein Freund! Es ist so schön, zu einem Menschen sofort und ohne jeden Argwohn und Zweifel Vertrauen zu finden.

Noch lange zehrte ich von diesem kleinen Augenblick der Freude, und es ermunterte mich, meine verlassene Arbeit wieder aufzunehmen, denn ich wußte, daß auch er sich die seine nicht leicht machte und daß das, was er uns allen gab, aus den Tiefen des unsagbar widerspruchsvollen und zwiespältigen Menschendaseins hervorgeholt werden mußte. Ja,

mit der Grubenlampe, mit dem erfahrenen Blick des Forschers, des immer Lernenden und mit sich nie Zufriedenen. Denn wehe, wenn wir glauben, einmal endgültig ausgelernt zu haben, und zufrieden unsere Hände reiben wollen – schon geht das Leben über uns hinweg und weiter, und der Abend ist da, ehe man den Tag bemerkt hat. Also wenn du glaubst, schon der Meister zu sein, dann vergiß nicht, dabei immer der Lernende, der Schüler zu bleiben – und das ist eine hohe Kunst: das eine zu erkämpfen und das andere nicht zu vergessen.

Ich will hier unsere Geschichte beschließen. In vielen mächtigen Versammlungen erlebten wir im Verlauf des einen Jahres, trotz all der vorher geschauten, erschreckenden Bilder und trotz scheinbarer Mutlosigkeit, die nie gebrochene Kraft der Partei und unserer arbeitenden Menschen. Ja, unauslöschbar stand in den vielen von all dem Grauen und der Not zerfurchten und gezeichneten Proletariers Gesichtern das unsterbliche: Ich war — ich bin — und ich werde sein!

Aber eines habe ich nie aus meiner Erinnerung je bannen können: die grauen, kalten Zementtürme, von wo aus der Teufel Geld seine Herrschaft bis hierher in das Trümmerfeld mit der gehetzten Menschheit auszubreiten suchte. [...] Kämpfe, du Jugend, kämpfen wir alle, ändern, verändern wir das verdammte alte Dasein. Erkennt sie – gewaltig, unbezwingbar ist unsere Kraft! Kämpft! Kämpft! Baut und vollendet das herrliche Werk: Menschsein!



Mit Bertolt Brecht und Ehefrau Hilde Marchwitza

Eduard Claudius: Wiedersehen in Stuttgart

[...] Im Frühling oder Sommer 1946 – oder ist es später gewesen? – las ich in einer Zeitung, daß unter den Emigranten, die aus den USA zurückgekehrt waren, auch Hans Marchwitza sei.

Kurz entschlossen nahm ich mir einige Tage Urlaub und fuhr nach Stuttgart. Es gelang mir auch, ihn aufzustöbern. In einer kleinen, verkommenen Pension mit viel verblichene Plüsch, mit viel Staub und mit aufgestapelten Koffern im Flur trat mir ein Mann entgegen, den ich noch nie gesehen hatte. So glaubte ich! In einem verschossenen Morgenrock, weißhaarig, tiefgefurcht das breite Gesicht, erwartete er mich, mißtrauisch und so, als käme ich von der Polizei. Erst als ich seine Stimme hörte, erkannte ich ihn. »Sie wünschen?« fragte er kalt.

»Hannes ..., ich bin ...« Und da erkannte auch er mich. Seine Augen glänzten, aber nichts mehr von seinem früheren Kumiakhumor war in ihnen. Er zog mich in sein Zimmer, stellte mich Hilde, seiner Frau, vor, und auch sie, einfach und natürlich, trat mir entgegen, als hätten wir uns seit langem gekannt.

Alle Stunden, die wir gemeinsam verbracht, in Zürich, wo wir uns kennenlernten, in Paris, wo wir Monate gemeinsam im Hotel du Nord gelebt, die Stunden, Tage und Monate in Spanien, waren für einen Augenblick gegenwärtig. Ich sah uns gemeinsam, beide verwundet, am Strand von Benicasim sitzen, ich in der Badehose, er in Hemd und Hose, da er sich wegen seiner Tätowierungen nicht zeigen wollte, und ich sah uns im Garten der »Casa de los emigrados« in Barcelona Splittergräben schaufeln. Und nun, nach Jahren diese Begegnung in Stuttgart, in der Heimat. Ein Kreis hatte sich geschlossen. Aber keiner schien glücklich zu sein über diese Heimat.

»Schreibst du?« fragte er. Wie immer als erstes diese Frage! Dazu das stille, freundliche Lauern auf die Antwort, der

freundliche Glanz seiner Augen. Ich nickte nur und fühlte, wie tief verzweifelt ich war, in dieser Zeit keine Zeile aufs Papier gebracht zu haben.

Im Jahre 1934, in Zürich, waren wir uns zum erstenmal begegnet. Ich hatte ein Buch angefangen, und in diesem Zustand der Hoffnung, der Zweifel, besessen von der Sehnsucht nach Erfolg, lernte ich ihn kennen. Wohl hatte ich im Ruhrgebiet schon in den 30er Jahren von ihm gehört, von seiner Arbeit, von seinem Buch »Sturm auf Essen«. In Zürich wohnte er in einem Zimmer bei Freunden, lebte noch legal, obwohl die Polizei ihn unablässig bedrängte. Damals nahm er mich freundschaftlich auf und fragte: »Aus dem Ruhrgebiet? Erzähle!«

Aus dem Kleiderschrank holte er eine Flasche billigen Rotwein, wir tranken, und ich erzählte, und er sagte immer wieder: »Schreibe! . . . Wir Arbeiter müssen selbst schreiben lernen. Wir müssen es, denn niemand schreibt sonst unsere Geschichten. Sie bringen nur billigen sentimental Seelenschmus, sonst nichts!«

Er nahm sein Manuskript – »Die Kumiaks« – und las vor. Ich war fasziniert. Ein Arbeiter hatte so etwas geschrieben! Ich schöpfte daraus für mich und meine Arbeit Mut und Hoffnung. Die Figur des »Kumiak«, Selbstbildnis und Ausdruck der Heimat zugleich, scheint mir heute noch seine gelungenste Figur.

An jenem Tag und in den Wochen später, in denen ich manche gute Stunde bei ihm verbracht, schien mir alles, was er sagte, richtungweisend für meinen eigenen noch zu beschreitenden Weg zu sein. War da nicht ein echter Prolet mit knochigen und zerarbeiteten Fäusten, der doch alle Mühen des Schreibens auf sich genommen hatte? Heute ist es wahrscheinlich schwer zu verstehen, was das für uns in unserer Jugend bedeutete. Und hatte er nicht durch sein Bemühen geholfen, in uns Jungen geistige Kraft und leidenschaftliche Hingabe an die proletarisch-revolutionäre

Literatur zu wekken? Etwas von Maxim Gorki glaubte ich an ihm zu finden und zugleich manches vom de-Coster-schen Ulenspiegel. Für mich war jedoch auch noch Jack London, John Dos Passos und manch anderer amerikanischer Schriftsteller das Ideal, oder aber die frühen sowjetischen, unter ihnen besonders Isaak Babel, Gladkow oder Ehrenburg.

Bei Marchwitza traf ich damals Jonny Gerd Rieger. Bei einem Reportagewettbewerb der »Arbeiter-Illustrierten Zeitung« gewann er im Jahre 1932 einen ersten Preis, eine Reise nach Japan, von der er nicht nach Deutschland zurückkehrte. Ein sich gargantuaisch gebärdender Mensch, schnell von besessenem Gelächter geschüttelt; hatte er einige Gläser Wein hinuntergeschüttet, war er fast nicht mehr zurechnungsfähig. Monatelang lebte er von einem kleinen Vorschuß der »Büchergilde Gutenberg« für ein Buch über Japan. Kam er, öffnete er die Kleiderschranktür, suchte was Eßbares, und war die Flasche nicht leer, stürzte er sich auf sie und schüttete alles in seinen ausgehungerten Magen. Unter Fluchen und Schimpfen warf Marchwitza ihn dann hinaus.

Eines Tages verschwand er, wie ich hörte, nach Dänemark. Zwei Bücher erschienen damals von ihm in der »Büchergilde Gutenberg«. In Dänemark überlebte er die faschistische Besatzung, ist auch heute noch, so erfuhr ich in den letzten Monaten, in Kopenhagen.

Das Ergebnis dieser Besuche bei Marchwitza in Zürich waren mehrere mißglückte literarische Versuche; aber meine Unreife, meine geringe Bildung, das Fehlen jeder handwerklichen Grundlage ließen nichts zustande kommen.

Im Hotel du Nord in Paris hungerten wir gemeinsam; und wenn schon einmal einige Pfennige Honorar von irgendwoher gekommen waren, brannte aus den Flaschen glückende Hoffnung auf eine baldige Heimkehr.

Dann kam Spanien. Wir wußten voneinander; ich, daß er bei den ersten Kämpfen um Teruel verwundet worden war,

und er, daß ich nach den Kämpfen um Madrid in Murcia im Hospital lag.

Im »Casa de los emigrados« in Barcelona wohnten wir nebeneinander, er, Willi Bredel und ich, zerfressen immer noch von dem Ehrgeiz, ein Schriftsteller zu werden. Er stachelte: »Schreib! . . . Schreibe das alles auf! Du kannst es, du bist jung, du sprichst die Sprache! Ich werde wohl kaum etwas über Spanien fertigbringen!«

Kurz vorher hatte ich im »Wort« »Das Opfer« veröffentlicht. Es war gut angekommen. Er schrieb an »Araganda-Brücke«, insgeheim aber an einer ersten Fassung des zweiten Bandes »Die Kumiaks«.

Nun saßen wir uns in einer Pension in Stuttgart gegenüber, in der Stadt, in welcher er vor seiner Flucht gelebt hatte. Kaffee tranken wir und versuchten die Jahre zu überbrücken. Er fragte, und als ich von »Oliven« sprach, sagte er: »Ich habe es noch in New York gelesen. Ich dachte mir, daß es dein Buch ist.«

Von sich selbst sprach er wenig. Wohl kramte er nach Manuskripten, wollte vorlesen, aber Hilde wehrte ab: »Nicht jetzt!« Und setzte hinzu: »Die ganzen Jahre hat er als Maler gearbeitet!«

»Ein Fußboden- und Wandmaler war ich, im Akkord«, sagte er humorig.

Welch ein Leben! Als Muschkote im ersten Weltkrieg, als Soldat in der Revolution und beim Kapp-Putsch, während der Inflation in vielerlei Berufen und dazu eine schier unvorstellbare Familienlast auf dem Buckel. Die ersten Schreibversuche, die ersten kleinen Erfolge, dazu immer mehr Arbeit, immer mehr Mühen. Denn die deutsche Sprache war in der Kindheit eine fremde Sprache für ihn. Die Emigration, erst Zürich, dann das Saargebiet, zuletzt, ehe er nach Spanien ging, Paris. Unvorstellbarer Hunger, eine kaum meßbare Unsicherheit, Fremdheit allerwärts, die vielen fremden Zimmer in den stickigen Hotels. Und nach

Spanien das Lager in Südfrankreich, der Beruf als »Maler« in New York. Und dazu immer wieder eine Peitsche, die Mahnung an sich selbst: »Schreibe! Sage es! Wenn ich's nicht sage, ein anderer tut's nicht.«

An jenem Tag sprach er nur wenig von dem, was fertig war: »Meine Jugend«, der zweite Band »Kumiaks« und eine Reihe Erzählungen.

Ehe ich ging, fragte er: »Warst du schon in Berlin?« Als ich verneinte, setzte er hinzu: »Ich möchte bald hinfahren. Wer wird uns denn hier drucken?«

Ich jedoch trotz aller Erfahrungen mit K. D., mit »Salz der Erde« und »Haß«, ich war optimistischer. In jenem Frühjahr glaubte ich noch an eine Wirkungsmöglichkeit dort drüben, auch als Schriftsteller. Er aber hatte New York hinter sich. [...]

Nachwort

Jeder Text ein Kampf, jedes Wort abgerungen.
Das Handwerk des Schreibens mühsam erlernt, aber stets
von Selbstzweifeln geplagt.

Und dann – kurz vor Marchwitzas Tod – dieser bodenlose
Verriss von Marcel Reich-Ranicki, der Hans Marchwitzas
frühe Skizzen als »unerträglich rührselig und pathetisch«
disqualifizierte.¹ Marchwitzas Debütroman *Sturm auf Essen*
pendele zwischen »naivem Bericht« und »unbeholfener
Reportage«, die Familiensaga *Die Kumiaks*, die gemeinhin
als Hauptwerk Marchwitzas gilt, sei ein »primitives und
naives Buch«.

Was hatte sich da alles angestaut. Reich-Ranicki statuierte
an Marchwitza ein Exempel. Gegen eine staatlich in Dienst
genommene Literatur, der es nicht um die Literatur selbst
ging, sondern um ihre politische Instrumentalisierung. Für
ihn war es eine »Propagandakomödie« der DDR, einen
Autor wie Marchwitza in den Himmel zu loben und als
»Klassiker der zeitgenössischen deutschen Literatur« zu
feiern: »Man überhäufte ihn mit Orden, Ehrenämtern und
Preisen. Seine Werke erschienen in hohen Auflagen, muß-
ten von allen Bibliotheken angekauft und von allen Zei-
tungen gepriesen werden. Es wurde die Legende vom Dichter
Marchwitza gebastelt.« Und: »Marchwitza ringt mühse-
lig – und nicht nur mit Stoff und Thematik, sondern auch
und vor allem mit der Grammatik und mit der Syntax, mit
elementaren Sprachregeln, die ihm jetzt offenbar nicht
geringere Schwierigkeiten bereiten als vor vierzig Jahren.
Dennoch produziert er – von Sekretären und Lektoren
unterstützt und kontrolliert – weitere Bücher, die niemand
lesen und niemand besprechen will. Es lohnt nicht einmal,

¹ Marcel Reich-Ranicki: *Hüben und drüben. Die Legende vom Dichter Marchwitza. Ein dreifacher Nationalpreisträger*, in: *Die Zeit*, 30. Oktober 1964 (online abrufbar).

ihre Titel hier anzuführen. Natürlich handelt es sich nicht darum, Hans Marchwitza am Zeug zu flicken. Dem jetzt Vierundsiebzigjährigen sei der Wohlstand gegönnt und meinetwegen auch der Ruhm. Und nicht unsere Sache ist es, ihn zu belehren, daß man aus ihm einen Popanz gemacht hat.«

Gnadenloser konnte der Verriss kaum ausfallen. Sollte man Marchwitzas Werke also ins hinterletzte Regal verbannen? Nein, das würde dem Autor nicht gerecht, der im Übrigen selbst nie den Anspruch erhoben hat, hohe Literatur zu verfassen. Im Gegenteil: Er beschrieb immer wieder die unsäglichen Schwierigkeiten, die ihm das Abfassen eines Textes bereite. Marchwitza war fraglos kein Originaldichter mit überbordenden Talenten, dem seine Themen und Formulierungen nur so zuflogen. Wer, wie Reich-Ranicki, seine Bücher nach ästhetischen Kriterien beurteilt, sollte sie gleich aus der Hand legen. Ihr Wert liegt, wenn überhaupt, anderswo.

Er liegt im Zeithistorischen und Dokumentarischen. Eben hieran knüpft die (durchaus auch jüngere) Literaturwissenschaft² an. Der Autor schildere echt, wahrhaftig, authentisch, nachvollziehbar und überzeugend. Er hebe sich hierdurch wohltuend ab von jenen Autoren, die etwa den Beruf des Bergarbeiters idyllisierten oder pathetisch überhöhten. Aus solcher Perspektive kommen vor allem Marchwitzas

²Zu nennen sind hier beispielhaft: Renate von Heydebrand: *Literatur in der Provinz Westfalen. Ein literarhistorischer Modell-Entwurf*. Münster 1983; Dirk Hallenberger: *Industrie und Heimat. Eine Literaturgeschichte des Ruhrgebiets*. Essen 1999; Gabriele Büchler-Hauschild: *Hans Marchwitza (1890-1965)*, in: Bernd Kortländer: *Literatur von nebenan. 1900-1945. 60 Portraits von Autoren aus dem Gebiet des heutigen Nordrhein-Westfalen*. Bielefeld 1995, S. 236-242; Sylvia Kokot: »Ich wurde fruchtbar wie ein Kaninchen...« *Hans Marchwitza: Mein Anfang. Erzählungen* (1950), in: Moritz Baßler, Walter Gödden, Sylvia Kokot und Arnold Maxwill: *Vom Heimatroman zum Agitprop. Die Literatur Westfalens 1945-1975. 118 Essays*. Bielefeld 2016, dort S. 40-44.

Schilderungen seiner Zeit im französischen und amerikanischen Exil ein gewisser Stellenwert zu. Diese Werke zeigen exemplarisch, was das Leben für Marchwitza eigentlich immer war: Ein existentieller Kampf, den es zu durchleiden und durchzustehen galt. Mehrfach stand dem Autor ein naher Tod vor Augen – nicht literarisch-fiktiv, sondern ganz real.

Marchwitza suchte und fand seine Leser in jener Klasse, der er selbst entstammte, dem Proletariat. Mit seinen Texten wollte er den »einfachen Menschen« Orientierung und auch Trost bieten. Er tat dies auf der Grundlage seines eigenen Lebens. Einen Aufsatz überschrieb er sprechend mit »Wir schreiben nur unsere Erfahrungen«.³ Für Marchwitza war der Schriftsteller »nicht irgendein Schmuckstück, sondern Erzieher der Nation«⁴, was nicht impliziert, dass er dem Literarischen keinen Stellenwert zumaß. Er versuchte sogar zeitlebens, sein Schreiben zu vervollkommen. Diesbezüglich ging er in die »Schule der Realisten, liest Balzac, L. Tolstoi, die Brüder Mann, Andersen-Nexö, Gorki«.⁵

³ In: Fritz Matke (Hg.): *Kamst zu uns aus dem Schacht. Erinnerungen an Hans Marchwitza*. Berlin 1980, S. 5-10.

⁴ Günter Caspar: *Dichter der behutsamen Überzeugung*, in: *Erinnerungen an Hans Marchwitza* (s. Anm. 3), S. 53-72, dort S. 61.

⁵ Ebd., S. 62: »Mit Gorki hat Hans Marchwitza nicht nur manche Schwere des Schicksals gemein, von Gorki hat er auch – direkt – die Zielsetzung seiner Arbeit übernommen: einfach schreiben und wahr. Und ein Wort Gorkis stellte er einem seiner Romane – den *Kumiaks* – voran. [...]. In den *Kumiaks* überzeugt er auf solch behutsame, fast scheue Art von der Wahrhaftigkeit seiner Menschen, von der Notwendigkeit ihrer Entwicklung, ihres So-und-nicht-anders-Wachsens.« Vgl. auch das folgende Originalzeugnis Marchwitzas: »Mein Haar wurde schon weiß, aber in mir lebte noch immer der kleine suchende Mensch von damals, der anscheinend zeitlebens in mir bleiben wollte: immer Lehrling, immer auf der Schulbank. Immer auf der Schulbank, ja. Das waren wir alle. Unsere Lehrzeit hatte kein Ende, jeder Tag, jede Stunde brachte einen neuen Anfang mit, und wehe demjenigen, der im Gestrigen steckenblieb, der nicht mehr zu folgen ver-

Freilich fehlt es nicht an Klischees. Sie kommen immer dann ins Spiel, wenn Marchwitza kritiklos für die »Partei« eintritt. Peter Kumiaks Lebensweg, der in der *Kumiak*-Romantrilogie auf Hunderten von Seiten und bis ins hohe Alter rekapituliert wird, mag noch so sehr von Schicksals- und politischen Rückschlägen gesäumt sein, der Glaube an die »gute« Partei steht über allem. Kumiak ist jedoch kein Kämpfer, der unbeirrt seinen Weg geht. Zumindest anfangs ist er ein politisch indifferenter Kantonist. Erst im Laufe seines Lebens wird er zu einem überzeugten Kommunisten. In dieser Hinsicht ähnelt er dem Autor, der über sich sagte: »Manchmal war mir, [...] als müßte ich den ängstlichen und zaghaften Menschen in mir endlich und für allezeit hinter mir lassen, diesen Menschen, der mir auch in dieser schweren Zeit immer noch wie eine Last anhing.« Die »Einsamkeit und Verlorenheit« und die »Furchtbarkeiten seiner Kinder- und Jugendjahre« hätten aus ihm einen »erdrückten Menschen« gemacht.⁶

Es bleibt die Frage, wieso man ihn, den Oberschlesier, in eine westfälische Lesebuchreihe aufnimmt. Zu begründen ist dies allein damit, dass Marchwitza einen Großteil seines Lebens im Ruhrgebiet zubrachte und diese Zeit in seinem Werk einen quantitativ großen Raum einnimmt. Entsprechend intensiv wurden und werden seine Werke in der westfälischen Literaturgeschichte diskutiert, speziell im Zusammenhang mit dem Ruhrkampf 1920, der eine Flut von Publikationen auslöste.⁷

mochte, er blieb unweigerlich mit dem Geröll auf der Strecke liegen ... Wenn du glaubst, schon der Meister zu sein, dann vergiß nicht, dabei immer der Lernende, der Schüler zu bleiben – und das ist eine hohe Kunst: das eine zu erkämpfen und das andere nicht zu vergessen.« Zitiert nach: Franz Hammer: *Die bitteren Exiljahre*, in: *Erinnerungen an Hans Marchwitza* (Anm. 3), S. 34-38, dort S. 38.

⁶ Zitiert nach ebd., S. 36.

⁷ Vgl. Hallenberger (Anm. 2), S. 188.

Vergewissern wir uns zunächst der wichtigsten biografischen Daten. Marchwitza wird 1890 in Scharley bei Beuthen/Oberschlesien als Sohn eines Bergmanns geboren. Als er zwölf ist, stirbt seine Mutter. Als Steinträger auf dem Bau verdient er sein erstes eigenes Geld. Mit 14 muss er in die Grube. Eine Schicht dauert 16 Stunden und wird mit 75 Pfennigen entlohnt. Sechs Jahre geht das so. Mit 20 lässt er sich für die Arbeit auf dem »Pütt« im Ruhrgebiet anwerben. Doch der »Pott« entpuppt sich keineswegs als das »gelobtes Land«, als das er angepriesen worden war. Marchwitza arbeitet als Gedingeschlepper in den Essener Stinnesschächten. Der Lohn reicht knapp für Nahrung und Kleidung. Zum Leidwesen seiner Familie interessiert er sich für Literatur und bringt unbeholfen Seite um Seite zu Papier, um, wie er sagt, »möglichst vielen seiner Mitmenschen seine Erlebnisse und Erkenntnisse zu vermitteln und um sie zu beschwören, mitzuhelfen, dieses Leben zu verändern, zu verbessern«.⁸

Von 1915 bis 1918 nimmt er als Kriegsfreiwilliger am Ersten Weltkrieg teil. Die Novemberrevolution veranlasst ihn, sich politisch zu engagieren: 1919 tritt er der USPD bei, 1920 kämpft er in der Roten Ruhr-Armee gegen die Kapp-Putschisten und schließt sich der KPD an – Gegenstand unter anderem von *Sturm auf Essen* (s.u.). »Wirklich« zu schreiben beginnt Marchwitza eigener Aussage nach um 1922 als Bergmann: »Es waren meistens kleine Gedichte, die ich unten während der Arbeit auf die Schippe schrieb und sie dann den Kumpels vorlas.«⁹ Diese lachten ihn jedoch aus und bezeichneten ihn als »Spinner«.¹⁰ Ein Bildungsobmann riet ihm allerdings, Theaterstücke für die Kumpel zu schreiben. Solche Laienstücke über das Leben

⁸ Willi Bredel: *Er hat sich durchgekämpft*, in: *Erinnerungen an Hans Marchwitza* (Anm. 3), S. 45-48, dort S. 45f.

⁹ Caspar (Anm. 4), S. 58.

¹⁰ Ebd.

in der Grube wurden auch aufgeführt. Unter anderem von der Gruppe *Schwarze Kittel*, in der Marchwitza selbst mitspielte.¹¹ Es gab damals »dreißig solcher Laienspielgruppen im Pütt«.¹²

Nach einem Streik wurde Marchwitza 1924 entlassen und auf eine schwarze Liste gesetzt, was ihn dauerhaft arbeitslos machte. Er schlug sich als Straßensänger durch und engagierte sich als Organisationsleiter und Abgeordneter der KPD im Gemeinderat von Stoppenberg bei Essen. In dieser Zeit begann er, für die politisch-revolutionäre Presse der Arbeiterbewegung zu schreiben. Seine Streik- und Demonstrationsreportagen, Kurzgeschichten, Erzählungen und autobiografischen Aufzeichnungen erschienen im *Ruhr-Echo*, in der *Roten Fabne*, der *Roten Front* und auch in der Lokalpresse. Er schrieb, wie es in einer Erinnerung heißt, wie »besessen«, auch wenn manche Texte in Grund und Boden kritisiert wurden.¹³ Über diese Zeit reflektierte

¹¹ Ebd., S. 58f. Marchwitza selbst erzählte von dieser Zeit: »Ich hatte immer Massenandrang zu meinem Theater, das ich oft mit fünfzig Kumpeln aufführte. Es gab in jeder Szene immer mehrere Tote, und manches Mal weinte das ganze Publikum – mitunter sogar wir Schauspieler. Bis eines Tages mir einige Vernünftige rieten, ich sollte doch mal was Gescheiteres schreiben.« Zitiert nach Bredel (Anm. 8), S. 47.

¹² Caspar (Anm. 4), S. 59.

¹³ Ebd. Zahlreiche Manuskripte Marchwitzas gingen verloren. »Tatsächlich hat er eine Unmenge von Erfahrungen und Überlegungen zu Papier gebracht und lediglich einen Bruchteil davon veröffentlichten wollen oder können. Über diese Problematik erfahre ich nur, daß unter anderem die erste, für ihn ganz andere und wesentlich bessere Fassung des zweiten Bandes der Kumiak-Trilogie, das Fragment über einen antifaschistisch gesinnten Pater und ungezählte Spanienreportagen verlorengegangen sind. Und es lägen noch massenhaft Manuskripte da, vornehmlich Gedichte, weiter *Mannesalter* (die Fortsetzung von *Meine Jugend*), ein Roman mit dem Titel *Der Mann mit den hohen Stiefeln* (die Geschichte eines Nazis, die unvollendet geblieben sei, weil die Zentralfigur, als negativer Held konzipiert, irgendwie viel zu interessante Züge angenommen habe) – und so weiter und so fort. Alles das läßt auf eine ziemlich spontane,

Marchwitza: »Es [...] gab böse Hungerjahre, es gab auch viele andere Arbeit in den Organisationen, ich stand mehrere Male vor dem gänzlichen Nichts und mußte mir mein Brot auf den Höfen zusammensingen.«¹⁴

Marchwitza wurde Mitglied des 1928 gegründeten »Bundes proletarisch-revolutionärer Schriftsteller« (BPRS), dessen Essener Ruhrgebietsgruppe er leitete. 1929 bereiste er mit einer Schriftsteller-Delegation die Sowjetunion. Von 1930 bis 1932 war er unter anderem mit Johannes R. Becher und Kurt Kläber, einem weiteren schreibenden Kumpel aus dem Ruhrgebiet, Herausgeber des BPRS-Organs *Die Linkskurve*. 1930 erschien »nach langer Mühe« sein erstes, später konfisziertes Buch *Sturm auf Essen* (s.u.) Es handelt sich um eine Heimkehrergeschichte, die zudem politische Bewusstwerdung und Radikalisierung zum Gegenstand hat. Als Franz Kreuzat aus dem Ersten Weltkrieg zurückkehrt, weiß er nicht, wie es weitergehen soll. Das Naheliegende wäre, wieder als Bergmann zu arbeiten. Doch er schließt sich der Grubenwehr an, die die Zechen gegen reaktionäre Freischärler schützen. Politisch eher unbedarft, gerät er immer mehr in einen Strudel diffuser Meinungskämpfe, die durch widersprüchliche Nachrichten und Gerüchte aus Berlin weiter angefacht werden. Kreuzat bekennt sich zu seiner Klasse und wird politisch aktiv. Mit der Roten Ruhr-Armee kämpft er gegen rechte Freischärler im Gefolge des Kapp-Putsches vom März 1920, der die Reichsregierung von SPD-Kanzler Müller zur Flucht nach Stuttgart veranlasst hatte. Schon wenige Stunden später legte am 13. März ein

eruptive Arbeitsweise schließen. Was ihn bewegt, muß offenbar erst einmal vom Herzen herunter, dann wird wahrscheinlich gekürzt, ergänzt, umgearbeitet, neu geschrieben. Daher bestimmt auch (und nicht ausschließlich wegen eines ausreifenden Talents, Geschichtsbewußtseins oder Ähnlichem) die vergleichsweise große Zahl.« (Alfred Klein: *Mit Hans Marchwitza im Gespräch*, in: *Erinnerungen an Hans Marchwitza* (Anm. 3), S. 133-147, hier S. 136).

¹⁴ Bredel (Anm. 8), S. 48.

Generalstreik ganz Deutschland lahm. Als die Putschisten den Kaiser zurückholen, alle demokratischen Errungenschaften der Novemberrevolution von 1918 auslöschen wollen und einen Generalstreik unter Todesstrafe stellen, ist die Stimmung im Ruhrgebiet bis zum Letzten aufgeheizt. Die Lage spitzt sich weiter zu, als nach dem Rückzug der Kappisten der Generalstreik wieder abgeblasen werden soll. Die sozialistisch orientierten Arbeiter kämpfen weiter, auch ohne Unterstützung der Gewerkschaften. Vor allem Berg- und Hüttenarbeiter formieren sich zur Roten-Ruhr-Armee, der sich Arbeiter unter anderem aus Dortmund, Bochum, Gelsenkirchen, Essen, Mülheim und Duisburg anschließen. Sie entwaffnen die Freikorpsstruppen und übernehmen die Macht in den Städten.

Die Okkupation der Kanonen- und Krupp-Stadt Essen bildete einen Höhepunkt der Bewegung. Im April 1920 kam es vom Niederrhein aus zu einem Gegenschlag der Reichswehr, der über 2.000 Arbeitern das Leben kostete. Marchwitza nahm selbst an den Kämpfen der Roten-Ruhr-Armee teil und war 1923 Anführer beim Widerstand gegen die Ruhrbesetzung durch französische und belgische Truppen. Der Schauplatz von *Sturm auf Essen* war »seine« Zechensiedlung in Essen-Stoppenberg.

Neben der im Vordergrund stehenden politischen Aktion enthält der Roman auch Bekenntnisse zum Revier. So heißt es: »Es war Abend, und er ging allein seine Straße entlang. Er ging wieder den Salkenberg hinauf und weiter bis nach Frillendorf und weiter, weiter, bis er die letzten Häuser verließ. Er sah rechts vor sich den Flammenschein des gewaltigen Kruppwerkes, und wo er hinblickte, sah er die Brände der Kokereien und hörte die Signale von den Schächten. Er begegnete kleineren Scharen von Bergleuten und sah wieder die lange Karawane dieser ewigen Schlepper. Und noch einmal wallte es in ihm hoch: Und ich bin doch auf dem richtigen Weg. Ich bleibe hier. Es ist Heimat. Unsere verfluchte, elende Heimat. Unser Kohlenpott, unser

jammervoller. Und doch kann ich und werde ich hier nicht weichen. Man hängt dran wie festgebunden. Was ist das nur, das einen hier so festhält? Hat man denn noch Hoffnungen? Hoffnungen, ja, immer Hoffnungen, daß sich einmal alles ändert! Auch hier ändert. Er stand im freien Land und sah herum. Sein Ruhrland, seine ihm erst jetzt bewußt gewordene große Liebe.« (S. 43f. der unter »Textnachweise« angegebenen Ausgabe)

Sturm auf Essen gilt zwar als Tendenzroman; der Autor hielt sich jedoch mit klassenkämpferischen Parolen weitgehend zurück. Ebenso wenig ist das Buch eine nachträgliche Beschönigung des Ruhrkampfes. Im Vordergrund steht, wie erwähnt, der durchaus schwierige Weg eines Einzelnen, seinen Platz innerhalb der proletarisch-revolutionären Bewegung zu finden. Der kämpferische Schluss des Romans ist denn auch eher untypisch: »Zermack erhob sich zu seiner vollen Größe, reckte die massigen Knochen und steckte den Arm nach der donnernden Stadt hin: ›Sieh‹ dort die Riesenbrände, lösche sie mit einem Atemzug aus! So ist es unmöglich, unsere Idee aus unseren Herzen auszulöschen! Die tausend Gräber der roten Ruhr-Rebellen werden stets der Wegweiser sein für die frischen, roten Bataillone, die wir neu formieren werden, Genosse! Der Prolet wird wieder eines Tages mit seinen Fäusten in die Räder greifen, die Gewehre an sich reißen! Dann gibt es keinen Waffenstillstand mehr! Wir werden die, die ihn predigen, in die Ruhr werfen! Wir werden die Schwätzer aufs Maul schlagen! Nur eins wird sprechen: Unsere Gewehre!«¹⁵

Die kommunistische und bürgerlich-liberale Literaturkritik nahm den Roman wohlwollend auf. Es war von einem »wichtigen Vorstoß der proletarischen Literatur in Deutschland« die Rede.¹⁶ Kritisch wurde allenfalls ange-

¹⁵ Zitiert nach Hallenberger (Anm. 2), S. 190. Dort nach der Ausgabe Essen 1930. Die Passage fehlt in der späteren Ausgabe.

¹⁶ Zitiert nach Hallenberger (Anm. 2), S. 191.

merkt, dass das Geschehen zu sehr an der Oberfläche bleibe und die politischen Ursachen nicht hinreichend in den Blick nehme.¹⁷

Sturm auf Essen eröffnete die Reihe *Der Rote Eine-Mark-Roman*, die es auf eine Auflage zwischen 175.000 und 300.000 Exemplaren brachte. Der Roman erschien in einer Anfangsausgabe von 20.000 Exemplaren. Nachdem 15.000 Exemplare verkauft waren, schlug im August 1931 die Zensur zu. »Marchwitzas ›Druckschrift‹ wurde polizeilich beschlagnahmt und eingezogen, »weil durch ihren gesamten Inhalt, insbesondere in Ansehung des letzten Absatzes auf Seite 160, die öffentliche Sicherheit und Ordnung gefährdet« sei.¹⁸ Im Hintergrund stand die Angst, der Roman könne aufrührerische Aktionen auslösen. Es waren vor allem kommunistische Schriftsteller, die damals Opfer der Zensur wurden.

Beim Folgeroman *Schlacht vor Kohle* (1931) blieb Marchwitza seinem Thema treu, wählte aber eine andere Darstellungsform. Im Vordergrund steht diesmal nicht ein einzelner ›Held‹, sondern ein ganzes Personenensemble. In einer lockeren, aus 38 Bildern bestehenden Szenenfolge werden die unerträglichen Arbeits- und Lebensverhältnisse der Ruhrkumpel aufgezeigt. Diese werden von ihren Vorgesetzten bis zum letzten Blutstropfen ausgepresst. Die Schikanen führen unter anderem zu einem fahrlässig verursachten Grubenunfall mit 169 Toten. Im zweiten Teil gewinnt der Zusammenschluss in einer kommunistischen Gewerkschaft an Gewicht. Auch *Schlacht vor Kohle* erschien in der erwähnten, weitverbreiteten *Der Rote Eine-Mark-Roman-Reihe*. In dieser Zeit genoss Marchwitza den Ruf eines »repräsentativen Arbeiterschriftstellers«.¹⁹

¹⁷ So der Schriftsteller Erik Reger (d.i. Hermann Dannenberger), vgl. Hallenberger (Anm. 2), S. 191.

¹⁸ Ebd., S. 193.

¹⁹ Hallenberger (Anm. 2), S. 192.

1933 musste Marchwitza emigrieren. Anderthalb Jahre lebt er in der Schweiz. Hier schrieb er mit *Die Kumiaks* den ersten Teil seiner Bergarbeiter-Roman-Trilogie, der 1934 in der Büchergilde Gutenberg herauskam. Die beiden Folgebände erschienen mit großem zeitlichen Abstand 1952 (*Die Heimkehr der Kumiaks*) und 1959 (*Die Kumiaks und ihre Kinder*), als Marchwitza »in gesicherten Verhältnissen« in der DDR lebte.

Die Familiensaga schildert verschiedene Phasen des Klassenkampfes in Deutschland. Im ersten Teil wird geschildert, wie der naive Landarbeiter Peter Kumiak mit seiner Familie von Oberschlesien ins Ruhrgebiet übersiedelt. Er wird als Bergarbeiter in die Klassenkämpfe der Jahre 1922/23 verwickelt und lernt, von seinen eigenen Lebens- und Arbeitsbedingungen auf politische Zusammenhänge zu schließen. Dennoch solidarisiert er sich noch nicht mit seiner Klasse: Nach einem zusammengebrochenen Streik, an dem er maßgeblich beteiligt war, wandert er mit seiner Familie nach Holland aus. Die Hoffnung, dort bessere Lebensverhältnisse anzutreffen, wird jedoch enttäuscht. Der zweite Band setzt mit dem Jahr 1925 und der Rückkehr der Familie ins Ruhrgebiet ein. Die vor zwei Jahren vertriebene Sicherheitspolizei kehrt zurück. Während sich Bürger und Gewerkschaftsführer opportunistisch verhalten, stellen sich die von Hunger und Arbeitslosigkeit bedrohten Bergleute offen gegen diese Regierungsmaßnahmen. Kumiak, zunächst noch immer der »törichte Peter«, findet in der äußersten materiellen Not den Weg zur Partei und wird zum aktiven Genossen. Der Alltag der Familie spiegelt nun die Entwicklung der KPD in den Jahren 1925 bis 1933 wider. Kumiak und seine gleichgesinnten Kameraden müssen nicht nur Eigennutz und Desinteresse der Kumpels überwinden, sondern sich vor allem des Drucks von außen erwehren. Auseinandersetzungen mit dem »Stahlhelm«, mit SA und NSDAP gefährden die Partei. Mit dem 30. Januar 1933 scheint ihr Schicksal besiegelt; eine Mehrheit erhofft

sich unter brauner Führung bessere Zeiten. Doch die verhafteten und gefolterten Genossen geben die Hoffnung nicht auf. Peter Kumiak, im Konzentrationslager Bürgermoor zum Torfstechen kommandiert, ist vom Sieg ihrer guten Sache überzeugt. Der dritte Teil führt in die Nachkriegszeit: Kumiak wird aus dem KZ entlassen und fängt als Neubauer noch einmal von vorn an. Später stellt er, von der Partei dorthin gerufen, erneut als Kumpel und als Funktionär im Oelsnitzer Steinkohlegebiet, seinen ganz aufs Praktische gerichteten Sinn in den Dienst einer kommenden Arbeiter- und Bauernmacht, die im hymnisch gezeichneten Bild einer zukünftigen idealen Gemeinschaft verklärt wird.²⁰

Überhaupt der Glaube an die Partei: Er erfüllt den fortwährend von Schicksalsschlägen und Rückschlägen Gebeutelten immer wieder mit Zuversicht. Über seinen unerschütterlichen Arbeits- und Aufbaugeist heißt es: »Kumiak nahm die Hand seiner Frau. ›Ja, wieder ein Anfang, Mutter. Ein schweres Anfangen. Aber wann haben wir's nicht schwer gehabt, ich kann mich nicht daran erinnern!‹ ›Nun, wir haben ja noch unsere Hände«, erwiderte sie. ›Das ist alles, was uns geblieben ist: Ein paar altgewordene Hände, aber sie können noch arbeiten.‹ ›Und wir sind nicht zu alt, um auch noch ein wenig Freude zu erleben«, sagte Kumiak hoffnungsvoll.« (S. 211 in der unter »Textnachweise« zitierten Ausgabe)

Peter Kumiak ist ein Mensch ohne Fehl und Tadel, human, solidarisch, ein Sozialist, wie er wohl nur im Buche steht. Sein Pflichtbewusstsein ist unerschütterlich: »Seine Frau fühlte, daß er wieder einen schweren Gewissenskampf in sich austrug, und sie schwieg. Der Mensch reibt sich hier ganz auf, dachte sie besorgt, indem sie öfter in seiner verdüsterten Miene forschte. Doch sie wußte: Eher brach er

²⁰ Vgl. Kindler Literaturlexikon.

unter der aufgebürdeten Last zusammen, als daß er sich einmal darüber beklagte.« (Ebd., S. 249)

Nach Armut, Vertreibung und einem langjährigen Aufenthalt im KZ sucht Kumiak für sich und seine mehrköpfige Familie das kleine Glück im großen Weltenchaos. Er lernt politisch dazu, lässt sich durch nichts beirren: »Jetzt jammerten sie über ›gestohlene Ostprovinzen‹ und über ›Russenplage‹ und ›Diktatur‹ und ›Ausrauben‹ und ›Verhungernmüssen‹. Nein, nicht alle. Mancher hatte im letzten Augenblick, als seine kleine Habe von der SS und anderen Räumungskommandos angesteckt und samt dem Vieh vernichtet und die Familien unter Todesandrohung aus den Dörfern getrieben wurden, die wirklichen Peiniger und Verderber erkannt. Von diesen Flüchtlingen und Evakuierten saßen Hunderte im Dorf und auf dem benachbarten Gut; sie alle warteten auf Hilfe, die Bauern Ohnehaus und Ohneland, die Tagelöhner Ohnebrot und Ohnehemd. Die ›Russen‹ halfen. Dies alles ging Kumiak durch den Kopf, während er die versprochene Hilfe noch einmal überlegte.« (Ebd., S. 249)

Die Russen sind bei Marchwitza ausnahmsweise mal die Guten. Der Sowjetkommunismus wird von dem Autor als vorbildlich apostrophiert: »Martha sagte: ›Sie hungern drüben, aber es ist nicht die Schuld der Russen, daß die Menschen hungern. Sie werden aber nicht immer hungern. Die Ausbeuter sind weg, und die Russen, sie helfen, ja! sprach sie mit erglühtem Gesicht. ›Wenn die Russen so wären wie die früheren Peiniger, dann wären diese nicht davongerannt.« (Ebd., S. 313)

Als Kumiak wieder einmal – ohne jeden Besitz – ein neues Leben anfangen muss, glaubt er, draußen die Schachtsignale zu hören. »Die Kumpels riefen ihren Genossen Kumiak ... [...] ›Also, ihr geht?‹ fragte die eine der Frauen, es war Stellmachers Mutter, eine alte Tagelöhnerin. ›Ja, wir ziehen‹, erwiderte Kumiak. ›Aber nicht mehr gejagt, der alte Bergmann geht in seine Grube zurück! In die Grube ... Ja,

wir haben unser Leben lang nie herumträumen können. Es war Arbeit, Not und Arbeit.« (S. 321-323)

Die Zeichen der Zeit scheinen günstig zu stehen: »Von den Schächten wehten rote Fahnen. Rote Fahnen! [...] In Berlin war die Vereinigung der beiden Arbeiterparteien besiegelt. In eins die Hände! Und du willst verzagen, alter Kerl, sagte er [Kumiak] sich, wieder etwas von dem Herzdruck erlöst, den er von unten mitgeschleppt. Es ist Tatsache, wir sind zusammen, und du willst verzweifeln. Jetzt!! nicht mehr, Peter. Mut, Peter, Mut! Er glaubte den tausendstimmigen Chor zu hören, wie einst, bei ihren mächtigen Demonstrationen: Völker hört die Signale ... ! Und du willst zagen, Peter.«

Kumiak sieht einen langen politischen Weg vor sich. Er ermahnt sich selbst: »Geduld! Geduld! ... Übt Geduld!« sagte er auch zu den murrenden Häuern, wenn sie in ihrem Ärger von Verzicht auf diese Hilfe sprachen.« (Ebd., S. 358)

Er bilanziert: »Wir ziehen also wieder ... Über dreißig Jahre waren jetzt vergangen, seitdem sie ihr Tagelöhnerleben verlassen hatten. Er wanderte in seinen Gedanken die lange Strecke noch einmal zurück: Armut, Sorgen, Wechsel auf Wechsel, eine Hoffnung hin, einer anderen nachgerannt, wieder enttäuscht und wieder gehofft und gesucht. Der Proletarier hat kein Vaterland! hatte er in irgendeinem Büchlein gelesen; es war damals, als sie während des Streiks in der Eisenhütte mit den Sammellisten von Haus zu Haus trabten. Der arbeitende Mensch, der Schlepper aller Lasten, hatte sich stets und überall nur als ein geduldeter Gast gefühlt, nur als Almosenempfänger. »Wir sind jetzt daheim«, sagte er. »Unser Herumwandern hat jetzt ein Ende. Hier hetzt uns nichts hinaus, denn hier bestimmen wir unser Leben! Aber alles mußte erst hart erkämpft werden – hart.« (Ebd., S. 422)

Während sein Sohn zum Bürgermeister aufgestiegen ist, hat es Kumiak zumindest zu einem kleinen Funktionär ge-

bracht: »Die Partei hatte sich im September in Berlin zum II. Parteitag versammelt. Diesmal war auch Kumiak bei den Delegierten. Ein Halbjahrplan für das nächste Jahr und für die folgenden Jahre ein Zweijahrplan waren beraten worden. Nach langer Zeit hatte sich der alte Peter Kumiak in der großen Familie seiner Partei umsehen und ihr nie erloschenes Feuer erleben können. Noch schwirrte ihm der Kopf von dem Gehörten, und er glaubte noch immer die vielen Händedrucke aller, die ihn als Bergmann begrüßten, zu fühlen. ›Unsere Kohlenkumpel ... Euch brauchen wir, schafft, schafft Kohle. Unsere Werke stehen bald aufgebaut, aber schafft Kohle!« (Ebd., S. 448)

Die Beispiele zeigen: Marchwitza trägt dick auf. Sein Fortschrittsoptimismus mutet aus heutiger Sicht eher wie eine Durchhalteparole an. Aber es waren solche Stellen, die ihn zu einem Vorzeigeautor der DDR werden ließen – wohl ohne dass der Autor selbst auf einen solchen ›Ruhm« spekulierte. Während auf ›westlicher Seite« die literarische Dürftigkeit und Eindimensionalität Marchwitzas kritisiert wurde, fand man auf Seiten der DDR einhelliges Lob. Für Alexander Abusch, späteren Kultusminister und stellvertretenden Vorsitzenden des Ministerrats der DDR, einen besonderen Förderer Marchwitzas, war die *Kumiak*-Trilogie »von bahnbrechender Bedeutung für unsere sozialistisch-realistische Literatur, weil in ihrem gesellschaftlichen Bild das Woher und das Wohin des Klassenkampfes in Deutschland, die revolutionäre Kontinuität dargestellt wird.«²¹ Abusch hatte Marchwitza schon 1930 anlässlich des Erscheinens von *Sturm auf Essen* als »den echtsten Dichter der revolutionären Bergarbeiter« bezeichnet²². Marchwitza avancierte vom »Kumpel-Dichter« zum »Nationalschriftsteller der Arbeiterklasse der DDR« und galt zuletzt als der

²¹ Zitiert nach Hallenberger (Anm. 2), S. 197.

²² Alexander Abusch: *Der Kumpel-Dichter*, in: *Erinnerungen an Hans Marchwitza* (Anm. 3), S. 11f., hier S. 11.

Vertreter der Arbeiterliteratur sowie der »nationalen Literatur der Gegenwart« überhaupt.²³ Noch Jahrzehnte später weist Abusch auf die gelungene Verbindung von erlebter Wirklichkeit und antikapitalistischer und antifaschistischer Ideologie hin, die Marchwitza nicht nur zum »Wegbereiter der deutschen sozialistischen Literatur«, sondern auch »zum international bekannten und beliebten Schriftsteller« gemacht habe.²⁴ Gleichlautend bescheinigte Horst Haase Marchwitza 1960, dass er zu den »besten Leistungen des sozialistischen Realismus im Weltmaßstab« fähig sei.²⁵ Alfred Kurella versteigt sich sogar zu der Eloge: »Kein einziger moderner Schriftsteller hat es fertiggebracht, die größte Wandlung unserer Epoche, den Aufstieg des Industriearbeiters vom gequälten, entmenschten Arbeitsvieh und Opfer der Geschichte zum selbstbewußten Menschen, zum Herrn und Meister der Menschengesellschaft in einer durchgehenden Kette thematisch miteinander verbundener Romane und Erzählungen zu gestalten. Keiner!«²⁶

Kritisch wurde allenfalls ins Feld geführt, dass Marchwitza mit seinem *Kumiak* eine zu indifferente Figur erschaffen habe. Im Gegensatz zu seinen früheren Romanen erweise sich der Autor eher als ein »Dichter der behutsamen Überzeugung« denn als politischer Hardliner. Hierdurch weiche der Roman vom »konventionellen Gestaltungsansatz proletarisch-revolutionärer Literatur« ab.²⁷

Während die West-Germanistik Marchwitza – bis zu Reich-Ranickis Verriss 1965 – kaum zur Kenntnis nahm, blieb Marchwitza, der seit 1947 in Potsdam-Babelsberg lebte, in der DDR bis in die 1990er Jahre eine anerkannte

²³ Ders.: *Ansprache in der Trauerfeier*, in *Erinnerungen an Hans Marchwitza* (Anm. 3), S. 80-87, hier S. 86.

²⁴ Bredel (Anm. 8), S. 45.

²⁵ Zitiert nach Büchler-Hauschild (Anm. 2), S. 238f.

²⁶ Alfred Kurella: *Vom Knecht zum Herrn*, in: *Erinnerungen an Hans Marchwitza* (Anm. 3), S. 75-78, hier S. 76.

²⁷ Vgl. Hallenberger (Anm. 2), S. 223.

Größe des Literatur- und Kulturbetriebs. In der DDR nahm Marchwitza verschiedene kulturpolitische Funktionen wahr, so 1950 als Gründungsmitglied der Akademie der Künste, 1950/51 als Kulturattaché der DDR in Prag und schließlich als Stellvertretender Vorsitzender des Deutschen Schriftstellerverbandes. Die Akademie der Künste vergibt seit 1968 alle drei Jahre einen nach ihm benannten Literaturpreis.

Mit der *Kumiak*-Trilogie, deren zweiten und dritten Teil Marchwitza, wie erwähnt, in der DDR verfasste, sind wir der Biografie des Autors vorausgeeilt. Wie erwähnt, hatte Marchwitza *Die Kumiaks* im Schweizer Exil verfasst.²⁸ 1934 wurde er aus der Schweiz wegen antifaschistischer Betätigung ausgewiesen. Er ging im Auftrag der KPD zunächst ins Saargebiet. Dort und in Paris lebte er eineinhalb Jahre in der Illegalität. Nach Ausbruch des Spanischen Bürgerkriegs kämpfte er von November 1936 bis September 1938 im Tschapajew-Bataillon der XIII. Internationalen Brigade gegen Franco. Im April 1937 wurde Marchwitza aus Deutschland ausgebürgert, wo seine Bücher schon 1933 verbrannt worden waren. 1938 kehrte er nach Frankreich zurück, wo niemand etwas mit dem ›Roten‹ anzufangen wusste und ihm teilweise offener Hass entgegenschlug. Bei Kriegsausbruch wurde er 1939 in Frankreich verhaftet. Er wurde in mehrere Internierungslager verschleppt. Ab Juni 1940 drohte eine Auslieferung an die Gestapo, bis ihn, nach erneuter Flucht, amerikanische und mexikanische Schriftsteller 1941 unter abenteuerlichen Umständen aus einem Lager in den Pyrenäen befreiten und ihn nach New York holten. In den USA arbeitete er als schlecht bezahlter Hilfsarbeiter unter anderem als Maler, Abbrucharbeiter und

²⁸ Der zweite Band *Die Heimkehr der Kumiaks* entstand ebenfalls außerhalb Deutschlands und ging verloren, musste also aus dem Gedächtnis rekonstruiert werden.

im Straßenbau. In den Nächten setzte er seine literarische Arbeit fort. Unter anderem entstand ein weiteres autobiografisches Buch, *Meine Jugend*, das Bertolt Brecht als »das Meisterwerk eines Dichters« bezeichnete²⁹ und das von anderer Seite als »erster bedeutender proletarischer Entwicklungsroman der deutschen Literatur« gerühmt wurde.³⁰ Wieland Herzfelde berichtet über Marchwitzas Zeit in New York: »Als ich Marchwitza wiedertraf, in New York gegen Ende des zweiten Weltkrieges, war er stark ergraut und ungemein niedergeschlagen. Sich als deutscher antifaschistischer Schriftsteller in den Vereinigten Staaten zu ernähren war unmöglich. Es gab keinen deutschen Buchmarkt, unsere paar kleinen Zeitungen hatten wenig Geld. Trotzdem stellte ich im letzten Kriegsjahr wieder einmal eine Sammlung von deutschen Prosa- und Versdichtungen zusammen, das von Heinrich Mann eingeleitete Lesebuch »Morgenröte«. Marchwitza lebte von Gelegenheitsarbeiten als Anstreicher und Tapezierer. Oft ohne Arbeit, pflegte er stundenlang in meinem winzigen Buch- und Briefmarkenladen zu sitzen. Er wurde aber nicht müde, meiner Frau, mir und den Kunden zuzusehen und zuzuhören. Die Sprache verstand er allerdings nicht. Und so wirkte er oft seltsam verloren. Die reiche Stadt war nicht seine Stadt. Er lebte nur in der Hoffnung auf Rückkehr nach Deutschland.«³¹ Dennoch hatte die Zeit in den USA auch ihre unbeschwerteren, ja, heiteren Seiten. Die beschriebenen, körperlich zehrenden Arbeiten nahm er mehr aus Gefälligkeit an denn aus existentieller Notwendigkeit. Mit Genugtuung berichtet er über seine erfolgreichen Autorenlesungen und den Druck seines ersten Gedichtbandes *Wetterleuchten* (1942). Er verdammte aber den amerikanischen Kapitalismus und

²⁹ Vgl. Franz Hammer: *Die bitteren Exiljahre*, in: *Erinnerungen an Hans Marchwitza* (Anm. 3), S. 34-38, hier S. 35.

³⁰ Caspar (Anm. 4), S. 67.

³¹ Wieland Herzfelde: *Kamst zu uns aus dem Schacht*, in: *Erinnerungen an Hans Marchwitza* (Anm. 3), S. 88-93, hier S. 92.

seine unmenschlichen Auswüchse.

Zusammenfassend wird man Marchwitzas anschauliche dokumentarische Berichte *In Frankreich* und *In Amerika* zu seinen besten Werken zählen können. Darüber hinaus wird man sich der Meinung Walter Fähnders anschließen können: »Insgesamt sind vor allem die früheren Werke M.s, sein autobiographischer Roman *Meine Jugend* (1947) eingeschlossen, trotz gewisser künstlerischer Mängel wichtige literarische Zeugnisse für proletarische Lebensläufe seit der Jahrhundertwende und für politische und literarische Bewußtseinslagen schreibender Arbeiter.«³²

Zu den vielen Ehrungen, die Marchwitza, der 1965 in seiner Wahlheimat Potsdam-Babelsberg starb, zuteilwurden, zählen unter anderem, dass in Berlin eine Straße und in Potsdam ein Stadtring nach ihm benannt wurden. Zu erwähnen ist ferner ein Kulturhaus Hans Marchwitza, ebenfalls in Potsdam. Als die Stadt Essen erwog, eine Straße nach Marchwitza zu benennen, wurde dies verhindert. Dies zeigt das ganze Dilemma eines Autors, der in Ost- und Westdeutschland vollständig anders und nie ideologisch unvoreingenommen wahrgenommen wurde. Mit Blick auf Westfalen behalten seine frühen Texte aus der Zeit um 1920 Gültigkeit. Diese gilt es im Zusammenhang zu sehen mit den Werken eines Erich Grisar, Walter Vollmer, Paul Zech und Erik Reger oder auch der Werkleute auf Haus Nyland, ja vielleicht sogar noch im Kontext der *Dortmunder Gruppe 61* und ihrer Mitglieder. Sie alle machten das Thema ›Arbeit‹ und ihre sozial-politischen Begleitumstände zum Gegenstand ihres literarischen Schaffens – auf freilich ganz unterschiedliche Art und Weise.

³² Walter Fähnders, *Hans Marchwitza*, in: Deutsche Biografie, online abrufbar unter: <https://www.deutsche-biographie.de/sfz58080.html#ndbcontent>.

Textnachweise

Das Kind der Schächte, Tretmühle Ruhr, An jedem neuen Morgen zur Erinnerung, Ich schreibe, in: *Poesiealbum 93. Hans Marchwitza*. Hg. von Bernd Jentzsch. Berlin 1975, S. 3, 18f., 19, 24-26 – *Der Anfang*, in: Hans Marchwitza: *Mein Anfang*. Potsdam 1950, S. 21-46 – Auszüge aus *Sturm auf Essen*. Zitiert nach der Ausgabe Berlin 1978 (Werke in Einzelausgaben), S. 5-14; S. 83-92 – Auszüge aus *Schacht vor Kohle*: Zitiert nach der Online-Ausgabe http://docplayer.org/25810061-Hans-marchwitza-schlacht-vor-kohle-1931-erster-teil.html#show_full_text, S. 4f., 13f., 23-25, 62f., 65-67 – *Der Abtrünnige*, in: *Unter uns. Erzählungen aus älterer und jüngerer Zeit*. Potsdam 1950, S. 186-195 – *Wir schreiben nur unsere Erfahrungen*, in: Fritz Matke (Hg.): *Kamst zu uns aus dem Schacht. Erinnerungen an Hans Marchwitza*. Berlin 1980, S. 6-10 – Auszüge aus *Die Kumiaks*: Zitiert nach der Ausgabe Berlin 1947, S. 7-16; 177-186 – Auszüge aus *Die Heimkehr der Kumiaks*: Zitiert nach der Ausgabe Berlin 1952. S. 377-380 – Auszüge aus *Die Kumiaks und ihre Kinder*: Zitiert nach der Ausgabe Berlin 1982, S. 124-129, 318-323 – Auszüge aus *In Frankreich*, zitiert nach der Ausgabe Berlin 1949, S. 13-18; 74-77 – Auszüge aus *In Amerika*, zitiert nach der Ausgabe Berlin 1961, S. 80f., 111f., 114-116, 116f., 120-125, 133f., 143-146, 150f., 160f., 165, 171f., 246 – Eduard Claudius: *Wiedersehen in Stuttgart*, in: Fritz Matke (Hg.): *Kamst zu uns aus dem Schacht. Erinnerungen an Hans Marchwitza*. Berlin 1980, S. 39-43.

Eine vollständige Bibliografie der Werke Marchwitzas findet sich unter: www.autorenlexikon-westfalen.lwl.org.

Bildnachweise

Sämtliche Fotos aus dem Innenteil sind dem Band: Fritz Mattke (Hg.): Kamst zu uns aus dem Schacht. Erinnerungen an Hans Marchwitza. Berlin 1980 entnommen.
Cover-Foto: dpa Picture-Alliance GmbH.

Dank

Der Herausgeber dankt Anna Peters und Lena Postert für Mithilfe bei der Recherche und beim Korrekturlesen. Besonderer Dank gilt Inge Seeger für die Überlassung der Textrechte sowie Dr. Franka Köpp von der Akademie der Künste für wertvolle Hinweise.



Porträtfoto 1960.

Nylands »Kleine Westfälische Bibliothek«

Peter Paul Althaus (Bd. 1) ■ Gustav Sack (Bd. 2) ■ Hans Siemsen (Bd. 3) ■ Josef Winckler (Bd. 4) ■ Reinhard Koesler (Bd. 5) ■ Elisabeth Hauptmann (Bd. 6) ■ Peter Hille (Bd. 7) ■ Jodocus Temme (Bd. 8) ■ Ernst Meister (Bd. 9) ■ Heinrich und Julius Hart (Bd. 10) ■ Max Bruns (Bd. 11) ■ Paul Zech (Bd. 12) ■ Andreas Rottendorf (Bd. 13) ■ Adolf von Hatzfeld (Bd. 14) ■ August Stramm (Bd. 15) ■ Thomas Valentin (Bd. 16) ■ Paul Schallück (Bd. 17) ■ Richard Huelsenbeck (Bd. 18) ■ Erich Jansen (Bd. 19) ■ Felix Fechenbach (Bd. 20) ■ Fred Endrikat (Bd. 21) ■ Clara Ratzka (Bd. 22) ■ Annette von Droste-Hülshoff (Bd. 23) ■ Katherine Allfrey (Bd. 24) ■ Anton Aulke (Bd. 25) ■ Henriette Davidis (Bd. 26) ■ Katharina Schücking (Bd. 27) ■ Anton Matthias Sprickmann (Bd. 28) ■ Heinrich Jung-Stilling (Bd. 29) ■ Siegfried Johannes Schmidt (Bd. 30) ■ Erich Grisar (Bd. 31) ■ Johann Moritz Schwager (Bd. 32) ■ Reinhard Döhl (Bd. 33) ■ Hugo Ernst Käufer (Bd. 34) ■ Jenny Aloni (Bd. 35) ■ Michael Klaus (Bd. 36) ■ Max von der Grün (Bd. 37) ■ Hans Dieter Schwarze (Bd. 38) ■ Gerhard Mensching (Bd. 39) ■ Carl Arnold Kortum (Bd. 40) ■ Heinrich Kämpchen (Bd. 41) ■ Ferdinand Krüger (Bd. 42) ■ Werner Streletz (Bd. 43) ■ Rainer Horbelt (Bd. 44) ■ Engelbert Kaempfer (Bd. 45) ■ Heinrich Schirmbeck (Bd. 46) ■ Eckart Kleßmann (Bd. 47) ■ Otto Jägersberg (Bd. 48) ■ Mathilde Franziska Anneke (Bd. 49) ■ Heinrich Maria Denneborg (Bd. 50) ■ Arnold Consbruch (Bd. 51) ■ Maria Lenzen (Bd. 52) ■ Jürgen Schimanek (Bd. 53) ■ Willy Kramp (Bd. 54) ■ Wolfgang Körner (Bd. 55) ■ Frank Göhre (Bd. 56) ■ Hans Wollschläger (Bd. 57) ■ Otto zur Linde (Bd. 58) ■ Josef Reding (Bd. 59) ■ Siegfried Kessemeier (Bd. 60) ■ Harald Hartung (Bd. 61) ■ Ernst Müller (Bd. 62) ■ Justus Möser (Bd. 63) ■ Walter Vollmer (Bd. 64) ■ Christine Koch (Bd. 65) ■ Werkleute auf Haus Nyland (Bd. 66) ■ Ilse Kibgis (Bd. 67) ■ Franz Josef Degenhardt (Bd. 68) ■ Hans Marchwitza (Bd. 69).